

Vergißeinnicht 1910

5 (1910)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 5.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
gehen am ein-
schärfsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Deutsches-Konto
Köln Nr. 1652.



Ein schlafendes Chamäleon.

Köln a. Rh.
Mai 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Sür alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Frühlingslied.

Und wieder zog siegreich der Mai in's Land,
Auf Flügeln des Lenzes getragen.
Sieh' an, wie er schön mit beglückender Hand
Die Erde erfüllt mit Behagen.
O Menschenherz, laß alles Traurigsein,
Der Winter ist aus und der Lenz zog ein,
Und fröhlich sollst Du ja im Maien sein,
Sollst fröhlich im Maien sein!

Der Winter er ist ein gar rauher Gesell,
Er kennet nicht Gnad' und Erbarmen.
Drum öffne die Türe dem Lenze schnell,
Empfang' ihn mit offenen Armen!
Im Lenz ist nicht Zeit mehr zum Traurigsein,
Denn neuer Mut zieht Dir in's Herze ein,
Und fröhlich sollst Du ja im Maien sein,
Sollst fröhlich im Maien sein!

Doch willst Du so recht Dich am Maien erfreu'n,
Dann fliehe den Staub auf den Straßen,
Die Wälder such' auf, es wird nicht Dich gereu'n,
Erquid' Dich am blumigen Rasen!
Die Vöglein des Waldes, sie singen gar fein:
Der Winter ist aus und der Lenz zog ein,
O laßet uns fröhlich im Maien sein,
Laßt fröhlich im Maien uns sein!

Wilh. Hane.

Besuch unseres ehrw. Vaters Gerard Wolpert in Triashill.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Anfangs November 1909 erhielten wir dahier die freudige Nachricht, daß uns der ehrwürdige Vater Propst nebst seinem Procurator, dem Hochw. P. Sales, in Bälde besuchen wolle. Weckte das eine Freude und einen Jubel in ganz Triashill und seiner weiten Umgebung! Denn auch die hiesigen Schwarzen brannten vor Begierde, einmal den „Baba makuru“ (den großen Vater) zu sehen.

Samstag, den 13. November, traf der ehrw. Vater in Monte-Cassino ein und begab sich, Mittwoch, den 17. genannten Monats, über Rusapi nach Triashill. Der Weg von Rusapi, der letzten Bahnstation bis hieher beträgt 30 engl. Meilen und kann daher nur selten am gleichen Tage zurückgelegt werden. Zudem kamen wir, da es auf unserer Neugründung noch an vielem mangelt, in Verlegenheit, wie wir den hohen Gast geziemend abholen sollten. Wohl hatte der Hochw. P. Mayr, unser Superior und Missionär, bei all der umwohnenden Farmern anfragen lassen, ob sie nicht etwa einen zweispännigen Wagen leihen könnten doch es war nichts zu haben. Sie waren ebenso arm, wie wir. Br. Zacharias, unser getreuer Schaffner, wußte übrigens Rat. Er schickte Dienstag, den 16. November, den mit ein paar Sack Mais beladenen Ochsenwagen nach Rusapi, während er selbst am folgenden Tag mit einem Esel gleichfalls dorthin ritt, die beiden Besucher in Empfang zu nehmen.

Es ging alles nach Wunsch. Im Laufe des Nachmittags kam Br. Zacharias fast gleichzeitig mit dem Tags zuvor abgegangenen Ochsenwagen nach Rusapi, und eine halbe Stunde darauf traf schon der Zug mit den erwarteten Gästen ein. Br. Schaffner ersuchte sie, seine „Droschke“ zu besteigen, die Schwarzen schwangen ihre langen Peitschen und so ging es gegen 5 Uhr abends per Ochsenwagen schön langsam und feierlich nach Triashill zu.

Sechs englische Meilen mochten sie am gleichen Abend noch zurückgelegt haben, dann war es Zeit

zum Ausspannen, denn die Tiere waren müde, und der Weg sehr schlecht. Man suchte etwas Holz, trug Wasser herbei und machte sich ans Kochen. Als Koch fungierte der ehrw. Vater Propst in höchst eigener Person. Gegen 10 Uhr nachts begab man sich mitten in der Wildnis zur Ruhe.

Gegen 5 Uhr früh war allgemeiner „Aufstand“, der Koch trat wieder in seinen schweren Dienst und suchte den Wünschen aller gerecht zu werden, was ihm auch in hohem Maße gelang. Dann wurde eingespant und weiter gefahren bis gegen 12 Uhr Mittags. Hier kam die obligate Pause und das frugale Mittagessen. Als es kurz darauf zu regnen anfang, hieß Br. Zacharias mit Hilfe seiner schwarzen Fuhrleute im Walde einige Nester ab, befestigte sie an beiden Seiten des großen Ochsenwagens und breitete die schützende Wagendecke darüber aus. So entstand in wenigen Minuten ein „Wagenzelt“, das zwar an Eleganz und Zierlichkeit zu wünschen übrig ließ, aber doch seinen Zweck erfüllte, sodaß alle glücklich vom Regen verschont blieben.

Später fiel ein überaus dichter Nebel, welcher die ganze Gegend derart einhüllte, daß man kaum noch ein paar Schritte vor sich sehen konnte. Wir in Triashill fürchteten schon, die heißersehnten Gäste würden wohl an diesem Tage nicht mehr kommen, denn wie sollten die Fuhrleute bei solchem Wetter den Weg finden? Es war 1/8 Uhr abends, und für die hier befindlichen Burschen der Stationschule sollte eben der gewohnte Unterricht beginnen, als plötzlich die Meldung kam: „Der Ochsenwagen ist in Sicht!“

Damit war's natürlich mit dem Unterricht aus. Der Hochw. P. Mayr, Br. Regidius und alles Volk eilte schnell hinaus auf den freien Platz, wo man den Wagen erwartete. Beim glücklichen Eintreffen der hohen Gäste intonierten die Eingeborenen ein frisches, kräftiges Lied, dann folgte die gegenseitige, überaus herzliche Begrüßung und der äbliche Segen.

Am nächsten Tag herrschte ziemlich günstiges Wetter. Viele Leute, namentlich Kinder, kamen schon in aller Frühe daher und genossen mit hoher Freude das ihnen seltene Glück von drei hl. Messen. Am

Portale unserer Missionskapelle prangte die Inschrift: „Wana wenyu wanomuchingamidza: Es begrüßen euch eure Kinder!“ Darüber flatterten einige weiße und rote Fähnchen, und das gesamte Portal sowohl, wie das Innere der Kapelle war mit Blumen, einer Art Palmen und sonstigem Grün recht hübsch und geschmackvoll dekoriert.

Die Schwarzen kamen aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Den ganzen Tag über strömten sie scharenweise von allen Himmelsgegenden zusammen; auch Crispin, der schwarze Lehrer von Tanboberg, das etwa drei Wegstunden von Triashill entfernt ist, kam mit seinen Schulkindern, etwa 70 an der Zahl, hierher. Von Zeit zu Zeit versammelten sich alle vor dem Zimmer des ehrw. Vaters und sangen verschiedene erbauliche Lieder. Die meisten von ihnen blieben bis Samstag nachmittags hier.

Patres eine in jeder Beziehung recht günstig gelegene Stelle auf einer mäßigen Anhöhe, von wo aus die zu errichtenden Gebäude weithin sichtbar sein werden. Gleich nach Neujahr soll mit dem Brüderhaus begonnen werden, auch ein Priester und Katechet soll, wo möglich, in Bälde noch kommen, desgleichen in einigen Monaten einige unserer Missions-schwester n, die behufs der Erziehung des weiblichen Geschlechtes, in keiner Mission auf die Dauer entbehrt werden können.

Montag abends war, leider nur allzu früh, schon die Stunde zum Abschied gekommen. Br. Zacharias hatte inzwischen seinen „Zeltwagen“ noch besser hergerichtet; sogar für ein Schlafzimmerchen war gesorgt, und das Ganze machte einen recht gemüthlichen Eindruck. Das Imposanteste blieben immer die 12 Ochsen, welche den Wagen zogen.



Hochw. P. Innozenz und Br. Casimir mit Schulkindern.

Am Sonntag kamen ein paar Häuptlinge, die volle fünf Stunden von Triashill entfernt wohnen und bestürmten den ehrw. Vater förmlich mit ihren Bitten, doch auch zu ihnen Missionäre zu schicken und christliche Schulen daselbst zu errichten. Abt Gerard bewunderte den Eifer und guten Willen dieser Leute und versprach, ihnen nach Kräften zu helfen. Namentlich bei einem dieser Häuptlinge sollte sofort mit dem Bau einer Schule begonnen werden. Bis jetzt geht Br. Megidius jeden Sonntag in aller Frühe dorthin. In Ermangelung einer Schule hält er seinen Unterricht unter einem großen Baum, wo er ein Kreuzifix und eine kleine Fahne angebracht hat. Die dortige Schule und Katechesenstelle ist dem hl. Antonius geweiht.

Namentlich lag dem ehrw. Vater Propst auch daran, für Triashill einen passenden Bauplatz ausfindig zu machen. (Die jetzigen Hütten sind bloße Provisorien und stehen an keinem günstigen Platz.) Er bestimmte hiefür im Einvernehmen mit den übrigen

Zum Abschied sangen unsere schwarzen Burschen nochmals ein frisches, kräftiges Lied, es folgte der äbliche Segen, und dann ging es zwölffpännig wieder Rusapi zu.

Der ehrwürdige Vater Propst hat offenbar von Triashill und seiner großen hoffnungsvollen Mission einen recht günstigen Eindruck gewonnen; uns selbst aber, sowie den schwarzen Eingebornen, wird dieser sein erstmaliger Besuch unvergeßlich bleiben auf immer.

Ein Konvertit.

Von Hochw. P. Notter Vorspel, O. M. M.

Mariazell. — Es war kurz vor meiner Abberufung von Mariazell und ich hatte schon die nötigsten Vorbereitungen zur Reise nach Europa getroffen, als ich durch einen häufig auf unserer Station verkehrenden Farmer zu dessen altem Vater gerufen wurde. Er meldete mir bloß, sein Vater sei bedenklich krank und wünsche mich zu sehen. Ich ver-

sprach, ihn am folgenden Tag zu besuchen, ohne zu ahnen, um was es sich denn bei diesem Engländer, der schon seine 78 Jahre zählte, eigentlich handle. Ein Bruder jedoch, dem ich den Auftrag gab, für nächsten Morgen das Reitpferd in Bereitschaft zu halten, da ich den genannten alten Engländer besuchen wollte, bemerkte sofort, jener Protestant sei schon vor Jahren nahe daran gewesen, zur katholischen Kirche überzutreten. Diesen Wink benützte ich, um mich mit einschlägiger Literatur, soweit sie mir in Englisch zur Verfügung stand, zu versehen.

Ich fand den alten Herrn im Lehnstuhl vor der Türe eines Bureauhauses sitzend. Nach formeller Begrüßung erklärte er mir kurz und bündig: „Hochwürden, ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen zu erklären, daß ich entschlossen bin, zur katholischen Kirche überzutreten.“ Nun fing er an, mir des langen und breiten zu erzählen von seiner früheren Jugend, seinen Zweifeln über die Gültigkeit seiner Taufe, seinem an Abenteuer so reichen Leben in verschiedenen Teilen Südafrikas und dem glücklichen Zusammenleben mit seiner Frau während voller 54 Jahre. Letztere, eine Burin, war noch am Leben und hatte ihrerseits alle religiösen Zweifel und Bedenken mit ihm ausgetauscht.

Schon vor vier Jahren, fuhr der alte Herr in seiner Erzählung fort, habe der Tod bei ihm angeklopft. Er sei damals im Krankenhaus zu Kostad gelegen und habe nach dem dortigen katholischen Priester geschickt, der ihm unter anderm zwei Bücher gegeben, worunter ein kleiner Katechismus gewesen, den er inzwischen gründlich durchstudiert habe. Sein Gesundheitszustand habe sich übrigens wieder gebessert, und seine erwachsenen Söhne hätten ihn veranlaßt, zu ihnen, in die Nähe von Mariazell zu ziehen. Jetzt sei er abermals erkrankt, und wolle er nicht länger zögern, in die katholische Kirche einzutreten, von der allein das Heil zu erwarten sei.

Zuletzt wies er noch auf ein englisches Werk hin, das schon seit 45 Jahren in seinen Händen war. Er hatte es von einem katholischen Irlander erhalten, der es ihm bei seinem Tode hinterlassen hatte. „Er starb fromm und gottergeben“, bemerkte er, „wenn auch ohne priesterlichen Beistand; denn in damaliger Zeit war oft ganze Tagereisen weit kein katholischer Priester anzutreffen. Ich begrub ihn und behielt das Buch als kostbares Erbstück.“

Das Buch, in Leder gebunden — das Titelblatt war leider verloren gegangen — war nach der Aussage des Besitzers von einem katholischen Bischof, namens Miller, geschrieben und enthielt eine gründliche Widerlegung der protestantischen Einwendungen gegen die katholische Kirche. Auch dieses Buch hatte der alte Herr nicht bloß wiederholt gelesen, sondern geradezu studiert.

Als ich anfang, ihm einige Hauptwahrheiten unseres heiligen Glaubens auseinanderzusetzen, unterbrach er mich bald, um mir zu zeigen, daß er das bereits recht wohl wisse. Ähnlich ging es mir, als ich auf die Beicht zu sprechen kam; seine Antwort war, er sei vollkommen von deren Notwendigkeit überzeugt. Nur über Eines war er sich nicht klar geworden, über das katholische Ordensleben. Was ich ihm jedoch in Kürze darüber sagte, ergänzte nur seine allgemeine Befriedigung mit der katholischen Lehre.

Ach, hätte ich nur noch einen einzigen Tag Zeit gehabt, um ihn, diesen guten, frommen Konvertiten, wie mir noch kein zweiter unter die Hände gekommen, zu weihen! Ich hätte ihn, der so viele Jahre lang im Ungewissen umhergeirrt, und nun schließlich doch die Wahrheit gefunden, sofort mit Freuden in die katholische Kirche aufgenommen. So aber mußte ich darauf verzichten und mich damit begnügen, ihn im Falle der Not an meinen schwarzen Hüfipriester, Father Andreas Agidi, zu verweisen. Ich gab letzterem über alles hinreichenden Aufschluß und zweifelte nicht, daß unser Konvertit, dessen Gesundheitszustand keine unmittelbare Gefahr befürchten ließ, in Bälde ein volles Mitglied unserer heiligen katholischen Kirche sein würde.

Und wirklich erhielt ich bald nach meiner Ankunft in Deutschland von meinem Nachfolger in Mariazell, dem hochw. P. Maurus, die erfreuliche Nachricht, daß beide, der alte Engländer und seine betagte Frau, im Schoße der katholischen Kirche die ersehnte Ruhe und das lange entbehrte Glück gefunden. Von ihren Kindern freilich hat sich bis dahin noch keines entschließen können, dem getretenen Schritte der Eltern zu folgen.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Schluß.)

Gzenstochau. — Die meisten meiner Tagesschüler haben nur eine äußerst geringe und spärliche Kost. Nur ganz wenige essen zu Hause, bevor sie in die Schule gehen — der Unterricht beginnt um 9 Uhr — ein oder zwei handvoll gerösteter Maiskörner; doch das ist eine Ausnahme; die meisten kommen nüchtern. Die Kleineren bringen für die Mittagspause, die zwischen 12 und 1 Uhr fällt, etwas mit: ein Stück Kürbis, zwei Maiskolben oder etwas dergleichen, ganz kleine auch amasi (saure Milch) in ihren Blechkännchen. Größere Kinder sind nicht nur wie die Mehrzahl der kleinen bis 12 Uhr nüchtern, sondern haben auch während der Mittagspause meistens nichts. Dennoch sind sie zufrieden und gehen, wenn es um 1 Uhr abermals zum Beginn des Unterrichtes läutet, willig hinein und tun hier ihre Pflicht bis 3 Uhr. Dann aber geht es im Lausfchritt heim, um endlich die brennende Magenfrage zu lösen.

Diese Armut der Kinder tut mir oft recht wehe, allein ich kann derselben leider nicht abhelfen. Wären es bloß ein paar Kinder, dann schon, so aber sind es gegen 70 und 80. Jüngst sah so ein elfjähriger Junge, Alois mit Namen, der an sich etwas kräftlich und blutarm ist, recht matt und erschöpft auf der Schulbank. Es war gegen 2 Uhr nachmittags. Auf die Frage, was ihm fehle, erwiderte er offenerzig: „O Schwester, ich habe heute einen schrecklichen Hunger!“ — „Warum denn heute mehr als sonst?“ — Alois wechselte etwas die Farbe, dann flüsterte er mir geheimnisvoll zu: „Siehe, Infosafana, wenn ich Morgens, bevor die Schule beginnt, die Nähe meines Vaters auf die Weide treibe, fange ich mir in der Regel eine Maus oder zwei. Heute sah ich wohl auch ein paar recht große und fette, doch ich durfte sie nicht fangen und essen, denn es ist heute Freitag. Da darf man kein Fleisch essen; und deshalb habe ich heute so Hunger.“ — Dies Mäule essen hat mich immer angeedelt, ich hätte aber nicht

gedacht, daß die schwarzen Jungen so gewissenhaft wären und auch dabei in ihrer Weise Abtötung übten.

Ja, die überwiegende Mehrzahl meiner Tagesschüler ist recht arm. Es gibt wohl auch einige aus besser situierten Familie, doch die sind selten. Ich denke da z. B. an Magdalena, die Tochter unseres Bürgermeisters Anton Wofl. Sie kommt immer recht nett gekleidet zur Kirche und Schule und hat auch sonst keinen Mangel zu leiden. Ich mußte sie schon öfters ermahnen, sich vor Eitelkeit zu hüten, denn sie liebt es, heutzutage dieses buntfarbige Röschchen anzuziehen, und morgen jenes. Doch das eine Gute hat unsere Magdalena, sie ist ungemein mitteilend und hilft überall aus. Ich nannte sie schon ein paarmal einen „lebendigen Leihhauskasten“. Ist irgend ein Mädchen in Verlegenheit, was sie bei dieser und jener Gelegenheit anziehen soll, so geht sie einfach zu Magdalena. Diese leiht allen ihre Röschchen und Zäckchen,

wie das in einer kaffrischen Tagesschule zu gehen pflegt, nicht vollzählig erschienen. Ich wollte zunächst nur sehen, ob sie auch ein Verständnis für solche Sachen haben, und wählte das bekannte Märchen vom „Wolf und den 7 jungen Gaislein“.

Ich gestehe, die Kinder übertrafen weit all' meine Erwartungen. Bei, wie leuchteten da ihre großen schwarzen Augen, keines rührte sich mehr, sondern schien jedes meiner Worte gleichsam zu verschlingen. Freud' und Leid malte sich auf ihren kastanienbraunen Gesichtern; die Mädchen bemitleideten die alte Ziegenmutter und ihre sieben Jungen, die Knaben aber ergrimten über den bösen, heimtückischen Wolf und mehr als einer von ihnen ballte zornig die Fäuste, zuletzt jubelten alle über dessen Tod und klägliches Ende. Mit besonderer Genugtuung vernahmen sie auch, wie man dem Wolf den Bauch aufschnitt und ihn mit Steinen füllte.

Nach der Schule aber ging der Spektakel erst los.



Mehrere Affen im Maisfeld.

so weit es nur reicht. Ich habe einmal an einem Sonntag ihre ganze Garderobe gesehen, die aber von einem halben Duzend ärmerer Schulmädchen getragen wurde. Die eine hat Magdalens Rock an, die andere deren Bluse, eine dritte ein Schürzchen u. s. w. Nun solange meine gute Magdalena einen solchen Gebrauch von ihrem Kleiderreichtum macht, kann man schließlich doch nicht viel dagegen haben.

Die Kaffern helfen überhaupt einander gerne aus, desgleichen floriert bei ihnen die Tugend der Gastfreundschaft im höchsten Grade. Kommt da irgend ein Vetter oder noch so weitschichtiger Verwandter daher, sofort wird ihm mit aller Bereitwilligkeit Kost und Quartier gewährt. Er darf bleiben, solange er will, kein Mensch drängt ihn zum Weitergehen; und hat auch die Familie für sich selbst kaum genug zu essen, so wird dennoch willig der letzte Bissen mit dem Gaste geteilt. So heilig ist ihnen das Recht der Gastfreundschaft.

Zum Schluß noch ein hübsches Stückchen aus meiner kleinen Kinderwelt. Unlängst erzählte ich meinen Kleinen am Schluß der Schulstunde ein deutsches Märchen. Es war gerade ein etwas düsterer Regentag, und die weit entfernt wohnenden Kinder waren,

Gab's da nun ein Verwundern, ein Lachen und Nach-erzählen! Und erst am nächsten Tag, als die andern Kinder kamen, die das Märchen noch nicht gehört hatten! Die Sache war zu wichtig, und die kleinen Herzen von dem Gedanken an das Gehörte zu voll, sodaß sie sich keineswegs damit begnügten, ihnen die Geschichte zu erzählen, nein sie mußten ihnen dieselbe vorspielen. Sogleich wurde ein Theater improvisiert, und ich konnte nicht genug staunen über das Talent, das die kleinen schwarzen Schelme dabei entwickelten, und zwar ohne jegliche Anleitung. Der zehnjährige Joseph spielte den grimmigen Wolf; er heulte und gurgelte ganz schauerhaft und war dann nachher doch der Listige und Schlaue, der zuletzt der sieben unerfahrenen Gaislein Meister wurde. Petra, von gleichem Alter wie Joseph, machte die bekümmerte Ziegenmutter, meckerte in herzbrechender Weise und gab ihren sieben Jungen gar viele gute Ermahnungen, kurz, diese Kinder mit ihrer lebhaften Phantasie brachten erst Farbe und Leben in die Geschichte.

Zuletzt aber gingen sie in ihrer drastischen Darstellung so weit, daß ich freundlich abwehren mußte. Denn einer der Jungen meinte, man sollte auch das „Bauchausschlitzn“ probieren. Dem guten Joseph, der

den Wolf so prächtig spielte, konnte man das natürlich nicht antun, ein wirklicher Wolf war nicht zu haben, dagegen bei einer schon etwas abgelebten Ziege, so meinte der Schlaumeier, könnte man so etwas schon versuchen. Der Vorschlag hätte bei der losen Gesellschaft bald Anklang gefunden, denn Spieler und Zuschauer waren eben Kaffern, doch ich erhob drohend den Finger, machte dem Spiel ein Ende und trachtete, die lebensfrohe Schar wieder ins gewöhnliche Geleise zu bringen.

Damit glaube ich vorläufig von unserer Tageschule genug erzählt zu haben. Bevor ich jedoch von meinen geehrten Lesern und Leserinnen für diesmal Abschied nehme, will ich ihnen noch verraten, daß uns vor längerer Zeit eine edle Wohltäterin das schöne Versprechen machte, in unserm Christendorf, unmittelbar neben der Tageschule und dem Kindergarten ein Kirchlein bauen zu lassen. Es soll den schönen Namen „Loreto“ erhalten und unsern Kindern, sowie den zahlreichen rings herum wohnenden schwarzen Christen die Möglichkeit bieten, auch an Wochentagen mehrmals der heiligen Messe beizuwohnen. Fürwahr, soll das eine Freude sein und mit welchem Eifer wollten wir dann hier zusammenkommen und im neuen Muttergotteskirchlein mit einander beten und singen, daß der ganze Himmel seine Freude daran haben muß!

Schon der bloße Gedanke daran erfüllt unser Herz mit Freude. Welch' ein Trost wäre es erst, wenn wir den lieben Heiland im Tabernakel dauernd bei uns haben könnten! O wie gerne wollte ich mit Schwester Ludovika das Altärchen zieren und mit unseren großen und kleinen Kindern gar fleißig davor beten, zunächst für die hochherzige Erbauerin, dann aber auch für alle unsere guten Wohltäter und Leser und Leserinnen des „Vergißmeinnicht“.

Offentlich steht es nicht allzulange an, bis das Kirchlein fertig ist, und dann will ich, so Gott will, abermals zur Feder greifen und will dabei auch das Geheimnis verraten, wie wir zu einem Dorfkirchlein gekommen sind. Bis dahin also Gott befohlen!

Ein seltsames Beichtkind.

Von Hochw. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

St. Michael. — Ich erzählte vor einiger Zeit von Ngawe (Bonifaz), wie er in qualvoller Not offen bekannte, er habe früher beim Viehhüten mit einem anderen Knaben Böses getan. (Siehe Februar-Nr. Seite 39). Da er den Mitschuldigen mit Namen nannte, war uns also die Sache kein Geheimnis mehr.

Dieser Mitschuldige nun war etwa von gleichem Alter wie Ngawe, oder um ein Jahr älter, und war schon als kleines Kind getauft worden. Nennen wir ihn „Dismas“; denn mit seinem eigentlichen Namen will ich ihn doch nicht vor der halben Welt an den Pranger stellen. Das größte Glück, das ein Mensch haben kann, ist eine gute Mutter. Dismas hatte dieses Glück leider nicht; seine Mutter war eine bloße Namenskatholikin. Und der Vater? Nun, dieser zählte zu jenen aufgeklärten schwarzen Kulturmenschen, die in Johannesburg beim Tanz um das „goldene Kalb“ Glauben und gute Sitten verlieren haben. Er war ein feiner, geriebener, von Stolz und Hochmut aufgeblähter Zulu, der von seinem Wissen keinen guten Gebrauch zu machen wußte.

Bald nach der Geburt des kleinen Dismas und eines schwarzen Schwesterchens hatte der Vater den Wanderstab ergriffen, war nach der Goldstadt Johannesburg gepilgert und hatte in dem nun folgenden Sinentaunel bald Weib und Kinder zu Hause vergessen. Mehrere Jahre blieb er verschollen und sandte weder Geld noch Brief. Da ward auch der Frau die Zeit zu lang, sie ließ ihre beiden Kinder in sicherer Hand zurück und begab sich in die Nähe von Durban, angeblich um dort Verwandte zu besuchen. Bald hieß es, sie habe daselbst eine neue Ehe eingegangen.

Der Gatte in Johannesburg bekam von der Sache Wind, und nun war er auf einmal da. Die Frau verweigerte jedoch die Rückkehr, und so brachte der Vater seine beiden Kinder nach St. Michael in die Missionschule. Er war ja, wie gesagt, ein aufgeklärter Mann und wünschte, daß seine Kinder gut unterrichtet würden. Dann zog er wieder nach Johannesburg.

Seine beiden Kinder waren talentiert und lernten fleißig. Als jedoch der Junge 8 bis 9 Jahre alt war, ging mit ihm eine eigentümliche Wendung vor. Er wurde von den Großeltern öfters nach Hause gebeten, um Ziegen und Vieh zu hüten, oder die Vögel von den reisenden Amabele-Feldern zu verscheuchen. Man konnte das nicht wohl abschlagen, denn der Knabe kam ja nach kurzer Zeit immer wieder zurück. Leider folgten nun die Jahre, in welchen in St. Michael ein häufiger Wechsel im Missionspersonal eintrat. Niemand lernte den kleinen Dismas recht kennen, und dieser benützte die Gelegenheit, um immer öfters und zuletzt ungefragt zu den Großeltern zurückzukehren. Da war er nun meist mit andern kleinen Burschen seines Alters, die zum Teil noch ungetauft waren, beim Viehhüten oder auf der Vogel- und Mäusejagd. Auch Ngawe war einer seiner Spielgenossen. Was nun die kleinen Schelme da alles getrieben, weiß der liebe Gott. Ngawe spielte darauf an mit den Worten, Gott habe ihn gestraft, weil er beim Viehhüten mit Dismas Böses getan.

War nun der kleine Dismas auch früher schon nur mit Widerstreben zum Beichten gegangen, so wurde dies mit den Jahren immer schlimmer. Schon bei meinem ersten Hiersein (im Jahre 1906) sagte man mir, ich möchte mich doch um den kleinen Dismas annehmen; er sei so seltsam und drücke sich gern am Beichtstuhl vorbei. Schon meine drei Vorgänger: P. Sixtus, P. Ivo und P. Mansuet, hätten ihre liebe Not mit ihm gehabt. Er sei zwar am Beichttag mit den anderen Kindern zur Kirche gegangen, sei aber, ehe man sich's versah, ohne Beicht wieder verdunstet, und offenbare darin, d. h. in der Kunst, den Beichtstuhl zu „schwänzen“, ein merkwürdiges Genie.... Ich tat nun, was ich konnte, brachte ihn auch das eine oder anderemal zum gefürchteten Schreckensstuhl, doch eine gründliche Besserung trat nicht ein.

Inzwischen trat ich eine Europareise an und kam erst im April 1908 wieder nach St. Michael zurück. Sobald ich mich wieder eingelebt hatte, kam die Rede auf den kleinen Beichtstuhlsflüchtling. „Was macht er? Ist er hier, oder wo treibt er sich herum?“ — Nun, er war zwar wieder nach Hause gegangen, denn der Vater war 'mal wieder von Johannesburg gekommen, und den mußte er doch sehen. Er war dann wieder in die Schule zurückgekehrt, doch vor dem Beichten zeigte er die alte Scheu;

meistens hatte er sich gedrückt. Er wurde immer seltsamer und scheuer, und liebte es, allein zu sein. Auf einmal war er ganz verschwunden. Alt und jung mußte zu berichten, daß der kleine Dismas oft Tage und Nächte lang allein draußen in Höhlen sich herumtreibe.

Endlich kam er wieder, doch diesmal war er gar nicht mehr zum Beichten zu bewegen. Ich versuchte alles und jedes, nahm ihn allein zu mir aufs Zimmer, sprach ihm herzlich und liebevoll zu, mahnte, bat, flehte, — umsonst, er blieb stumm wie ein Fisch. Fing ich von andern Dingen zu reden an, von Ochsen, Ziegen, Vogelfangen, dann ging das Mundwerk auf und er schwätzte wie ein Rabe oder Papagei. Sobald ich aber auf Geistiges überlente, namentlich auf die Beicht, dann war er plötzlich wieder stumm und stand oder kniete da wie ein Stoch.

Fragte ich ihn, ob er denn gar nicht mehr beichten wolle, und warum denn nicht, ... dann machte er gewaltige Anstrengungen zum Reden, er würgte, wie wenn ihm etwas die Kehle zuschnüre. Manchmal nickte er zustimmend mit dem Kopfe, und es rollten ihm dabei dicke Tränen über die Wangen, aber reden konnte er nicht, bekennen und beichten konnte er nicht. — Ich hatte inniges Mitleid mit dem armen Jungen, betete für ihn und ließ andere für ihn beten. So verging wieder einige Zeit, ohne daß ich jedoch zu meinem Ziel gelangte.

Da kam eines schönen Tages — es war kurz nach Eröffnung der neuen Schmalspurbahn — der hochw. P. Solanus, Rektor von Mariatal, mit seinen Schulkindern nach St. Michael. Das war mir nun eine höchst erwünschte Gelegenheit, denn P. Solanus war vor mehreren Jahren selbst Rektor und Missionar in St. Michael gewesen. Bald kam unser Gespräch auf den kleinen Beichtknecht. Mein Gast interessierte sich sehr für ihn und sprach: „Bringen Sie mir mal den Jungen! Ich werde schon mit ihm fertig werden!“ — „Gut, das soll mich aber freuen; da tun Sie wirklich ein schönes gutes Werk.“ — Ich eilte fort, holte den kleinen Mann, führte ihn aufs Zimmer des P. Solanus und wünschte ihm Glück zum guten Gelingen. Dann ging ich zu den übrigen Mariataler Vätern, denn ich wollte P. Solanus Ruhe gönnen, und durfte ihn in seinem heiligen Amt nicht stören. Ich sah bloß noch, wie mein Herr Kollege ins Refektorium eilte und von dort einige Stücke Brot holte. „Ah, dachte ich, so glaubst du den merkwürdigen Jungen zu gewinnen?“ Ich jagte aber nichts, sondern machte mir nur im stillen meine Gedanken.

Nach 11½ Stunden etwa kam ich wieder zurück, zu sehen, was P. Solanus inzwischen geleistet. Der kommt mir strahlend von Glück mit dem Knecht entgegen: „Fertig gebracht! Dismas hat gebeichtet; er ist gerade in der Kirche und betet da fleißig den heiligen Kreuzweg!“ — „Ist das aber auch ganz sicher?“ — „Wie? Kommen Sie nur und schauen Sie

selbst!“ Mit diesen Worten zog mich mein verehrter Gast gleichsam zur Kirche. Er öffnete die Türe, um mir den andächtigen Kreuzwegbeter zu zeigen, doch der kleine Schelm ist — verschwunden. Da ward mein Freund gar nachdenklich, „hmte“ ein paarmal und ging dann schweigend auf sein Zimmer.

Gleich darauf hörte ich, der kleine Schelm sei vom vorgeblichen Beichten schnurstracks zur Kirche hinein und wieder hinausgelaufen. Statt den hl. Kreuzweg zu beten, war er zu den Buben gerannt



Christus als Kinderfreund. (Text Seite 118.)

und hatte ihnen mit riesigem Vergnügen erzählt, wie er den Baba Solanus d'rangekriegt habe. Der meinte, er hätte gebeichtet, aber er habe absolut nicht gebeichtet, auch gar nicht beichten wollen; er habe nur „ja“, respektive „nein“ gesagt, um schnell wieder loszukommen. —

Was war da zu machen? Da konnte offenbar nur Gott helfen; und er half. Es wurde viel gebetet, ohne daß die Betenden wußten, für wen, ich selbst machte täglich ein Memento für ihn und opferte manche heilige Messe für ihn auf usw. Und siehe! Kurze Zeit darauf kommt mein kleiner Dismas ganz aus freien Stücken und bittet um die hl. Beichte. Sicherlich hat er diesmal seine Sache ernst

genommen und alles gut gemacht, denn er beichtete seitdem regelmäßig jeden Monat. Noch mehr: er bat mich, weil er so „böse“ gewesen, mit der ersten heiligen Kommunion noch ein Jahr warten zu dürfen, um sich umso besser und würdiger darauf vorbereiten zu können. Auch sonst gibt er sich in allem redliche Mühe, seine Pflichten treu zu erfüllen. — Wer unter unsern Lesern und Leserinnen betet für den kleinen Dismas ein Ave Maria um die Gnade der Beharrlichkeit?

Eine aufrichtige Bekehrung auf dem Krankenbette.

Von Br. Johannes Hauptmann, O. M. M.

Loteni. — In der Nähe der hiesigen Missionsstation befand sich ein noch in den besten Jahren stehender Mann, der öfters auch als Arbeiter hier diente, und zwar jedesmal zu unserer vollsten Zufriedenheit. Nun wurde er plötzlich lungenkrank; auch an Ruhr hatte er zu leiden. Da er auf unserer eigenen Farm wohnte, konnte ich ihn öfters besuchen, ohne meine sonstigen Exkursionen unterbrechen zu müssen.

Seine Frau, eine resolute Person, war Protestantin und ging regelmäßig jeden Sonntag an unserer Kirche vorbei ins protestantische Bethaus, respektive auf einen Berg, wo ihre Religionsgenossen ihren Gottesdienst unter freiem Himmel hielten. Der Mann wäre schon vor seiner Krankheit gerne in unsere Kirche gegangen, aber er wagte es nicht aus Respekt vor seiner Frau. Desgleichen die Kinder; die Mutter verweigerte es entschieden, daß eines von ihnen unsere Kirche besuche.

Jetzt, da er krank war, redete ich ihn ernstlich zu und erteilte ihm christlichen Unterricht, der Frau aber gab ich zu verstehen, daß sie kein Recht habe, ihrem Manne hinderlich zu sein, falls er sich zur katholischen Kirche wenden wolle. Bei den späteren Besuchen stellte ich ihm die Schwere seiner Krankheit vor, aber auch seine Pflichten. Es dauerte nicht lange, so äußerte er ein großes Verlangen nach der heiligen Taufe, womit ich aber zögerte, um ihn noch besser dazu vorbereiten zu können.

Da kommt eines Tages der Hochw. P. Aldephons, Superior und Missionär von Clairvaux, hieher, um den hiesigen Katholiken die hl. Sakramente zu spenden. Das erfuhr unser Kranker und ließ ihn noch am gleichen Abend zu sich bitten. Ich ging mit; P. Aldephons stellte ihm alles vor Augen, was er zu tun habe, falls er katholisch getauft sein wolle. Er versprach alles, namentlich auch die katholische Erziehung seiner Kinder und bat abermals dringend um die hl. Taufe. Da ich ihn als einen guten, verlässigen Mann kannte und somit dem P. Missionär die besten Versicherungen geben konnte, taufte ihn letzterer auf den Namen Sebastian.

Seine Krankheit verschlimmerte sich mehr und mehr, doch fand ich ihn, so oft ich ihn besuchte, recht geduldig und gottergeben. Er war mit allem, was der liebe Gott über ihn verhängte, wohl zufrieden; auch ließ er sein kleinstes Kind, das erst während seiner Krankheit zur Welt gekommen war, sofort taufen, ein Beweis, daß es ihm mit seinen Versprechungen ernst war. Auch seiner Frau redete

er eindringlich zu, sich der katholischen Kirche anzuschließen, schon der Kinder wegen. Sie sah ein, daß er es wirklich gut mit ihr meine, und da infolge unserer häufigen Besuche die Vorurteile, die sie früher gegen die katholische Kirche hatte, gefallen waren, entschloß sie sich, samt all' ihren Kindern katholisch zu werden.

Ein merkwürdiger Traum, den ihr Mann einmal hatte, bestärkte sie in diesem ihrem Vorlage. Es kam ihm nämlich vor, als höre er eine Stimme, die ihn fragte: „Wo ist Rosaline, deine Frau? Sie soll sich in die katholische Kirche aufnehmen lassen!“ Die Stimme war klar und deutlich, doch konnte er niemand sehen; auch war es ihm, als habe seine Frau sofort ihre ausdrückliche Zusage gegeben.

Ein anderesmal sah er im Traume eine große, glänzendweiße Umuzi (Stadt), die Häuser waren licht und hell, und alle Bewohner erschienen in weißen Gewanden. Dort wolle er auch hin, sagte er, und wenige Tage vor seinem Tode erklärte er seiner Frau wiederholt: „Ich gehe bald fort, weit, weit weg von hier!“

Am Tage seines Hinscheidens schickte er morgens zu uns, damit der Priester käme und nachholte, was ihm noch fehle. (Er hatte nämlich damals bloß die Nottaufe erhalten und man hatte ihm versprochen, die Zeremonien bei Gelegenheit nachzuholen; auch auf den Empfang der letzten Oelung hatte ich ihn inzwischen vorbereitet.) Da mein Weg zur Katechese gerade an seiner Wohnung vorbeiführte, kehrte ich bei ihm ein und gab ihm einen kurzen Unterricht. Er war noch bei vollem Bewußtsein und sehte sich gar sehr nach dem Priester, der auch kurz nach mir kam.

Vier Stunden später kam ich von meiner Katechese zurück, doch da hatte er das Bewußtsein schon verloren, und als ich nach einem kurzen Gebete zur Station zurückgekehrt war, kam schon ein Bote mit der Nachricht, Sebastian sei gestorben.

Nach dem Begräbnis erzählte mir die Frau, ihr Mann habe am Todestage gesagt: „Heute gehe ich“, und kurz nachdem der Priester das Haus verlassen, habe er erklärt: „Nun kann ich ruhig meine Beine und Arme ausstrecken, jetzt gehe ich!“ Der schöne Tod ihres Mannes, so fuhr die Frau fort, habe sie derart getrübt, daß sie keines Trostes bedürfte, sofort wolle sie zum protestantischen Minister gehen, um sich abzumelden; auch ihre Kinder müßten nun alle katholisch werden und dürften nur noch wohl bekleidet einhergehen. Da sie arm war, ersuchte sie mich, ihr Kleider für ihre Kleinen zu verschaffen, was ich natürlich gerne tat, und als Zeichen ihres guten Willens schickte sie mir ein Huhn.

Der betreffende Kraal war mir schon früher aufgefallen; als ich hieher nach Loteni kam, war der ganze Kraal noch heidnisch, doch kam mir jedesmal ein ganzes Rudel kleiner Kinder im Adamskostüm entgegen, um irgend etwas zu bekommen. Es wohnen nämlich vier Brüder dort; jeder hat nur ein einziges Weib, was immer wesentlich die Bekehrung eines Mannes erleichtert. Nun ist Sebastian als Christ gestorben, und ist zugleich seine Frau mit ihren vier Kindern für die Kirche gewonnen. Ein zweiter Mann zählt nebst seiner Frau zu den Katechumenen, desgleichen die Frau des dritten Mannes. Der vierte und älteste jedoch, sonst ein guter, ehrenwerter Mann, will bis zur Stunde leider vom Christentume nichts

wissen; auch seine Frau hält sich ferne; das älteste Kind jedoch, ein Mädchen, kommt zur Schule. Eine besonders eifrige Kirchenbesucherin aber ist die hochbetagte Mutter dieser Männer; sie humpelt noch munter daher und rühmt sich ihrer 46 Nachkommen. Sie hat nämlich 7 Söhne und 3 Töchter, alle noch am Leben, und alle sind mit mehreren Kindern gesegnet.

Ein Abenteuer mit Schlangen.

Von Dr. Tiburtius, O. M. M.

Mariannhill. — Vor einigen Tagen ritt ich zu unsern schwarzen Arbeitern, die etwa zehn Minuten von unserer Mühle entfernt am Pflügen waren, um

ab, ohne jedoch etwas zu finden. Schon wollten sie das Suchen mit der Erklärung aufgeben, das Reh sei von einer Schlange angegriffen worden, und letztere habe sich mit ihrer Beute jedenfalls in ein undurchdringliches Gebüsch zurückgezogen, als ich mit Verwunderung wahrnahm, daß ein Streifen Gras in der Richtung zum Walde zu niedergedrückt sei, wie wenn etwas Schweres darüber hingeschleift worden. Ich machte die Arbeiter darauf aufmerksam; sie folgten der Spur und stießen schon nach etwa 70 Schritt auf eine mächtige Schlange mit einem toten Reh.

Bei dem hohen Gras und der Nähe des Urwaldes war ein Angriff mit bloßen Stöcken und Steinen



Bild Nr. 1. Eine Uromyza-Schlange.

nachzusehen, wie die Arbeit von statten gehe. Bei meiner Ankunft teilten sie mir mit, daß im nahen Urwald ein Reh soeben kläglich geschrien habe.

Ich begab mich zur bezeichneten Stelle, konnte aber durchaus nichts auffälliges entdecken. Da das wilde, sträuchrige Untergetrüpp ein Vorgehen zu Pferd unmöglich machte, rief ich zwei der Arbeiter herbei, um tiefer in das Dickicht einzudringen. Diese kamen sofort mit ihren Stöcken bewaffnet daher, und nun ging's auf die Suche. Weil das Gras ziemlich hoch war, blieb ich, um freiere Aussicht halten zu können, auf dem Pferde sitzen und horchte gespannt auf jedes Geräusch.

Die beiden Arbeiter gingen an der Stelle, von der sie das Reh hatten schreien hören, einigemal auf und

nicht am Platze; ich riet daher meinen Leuten, die Schlange in aller Ruhe und Stille zu beobachten, ich selbst aber wolle schnell zur Mühle reiten und dort ein Gewehr holen. Bei meiner Rückkehr fand ich die beiden Arbeiter nicht mehr an der alten Stelle, sondern jeder von ihnen war auf einen Baum geklettert. Was war inzwischen geschehen? — Nun die Schlange hatte sich etwas von ihrer Beute entfernt, und da es meinen Leuten mehr um das Fleisch des Rehes, als um die gefährliche Schlange zu tun war, hatten sie das Reh von der Stelle weggenommen und irgendwo in Sicherheit gebracht. Kurz darauf suchte aber die Schlange ihre Beute wieder auf und kam dabei so ruhig und still durchs hohe Gras geschlichen, daß die beiden Arbeiter sie plötzlich in ihrer nächsten

Nähe erblickten und es daher für ratfam hielten, sich schleunigst auf die Bäume zu postieren.

Wo war die Schlange jetzt? Der eine von ihnen behauptete, er sehe von ihr ein Stück, etwa so groß wie eine Hand. Da ich auf dem Boden stehend durch- aus nichts davon erblicken konnte, kletterte ich auf den Baum, wo der Mann saß. Wichtig, zwischen dem hohen Grase, hart an einem Baumstamm, sah ich ein Stück von einer mächtigen Umonya. (Bild Nr. 1.)

Sie war ganz nahe und ich ließ mir einen Stod reichen, um das Gras etwas beiseite zu biegen; denn ich wollte vor allem den Kopf der Schlange finden; vergebens. Da beschloß ich, aus Geratemohl einen Schuß auf das Stück abzufeuern, das eben sichtbar war. Den Kaffern aber, jetzt 4 an der Zahl, riet ich, sich in Bereitschaft zu halten. Die Schlange werde wahrscheinlich einen mächtigen Sprung machen, und ich wisse nicht, ob ich vom Baume aus zu einem zweiten Schuß kommen würde.

Der Schuß krachte, und im nämlichen Augenblicke wurde es im Grase lebendig. Von der Schlange jedoch sah ich nichts, ich konnte nur bemerken, wie sich an der betreffenden Stelle das Gras hin und her bewegte. Von meinen vier

Helden getraute sich keiner in die Nähe. Doch halt, da ist sie ja! Nur langsam bewegte sie sich vorwärts den Berg hinab, bog dann aber in einem stumpfen Winkel um und kam plötzlich geradenwegs auf mich zu! — Sie war nur noch einige Fuß von mir entfernt, und ich mußte deshalb

sehr vorsichtig sein mit dem Zielen, denn erst jetzt kam der Kopf zum Vorschein. Als sie gerade unter mir war, drückte ich los. Im selben Moment rollte sie sich in einen Knäuel zusammen; sie war tödlich getroffen.

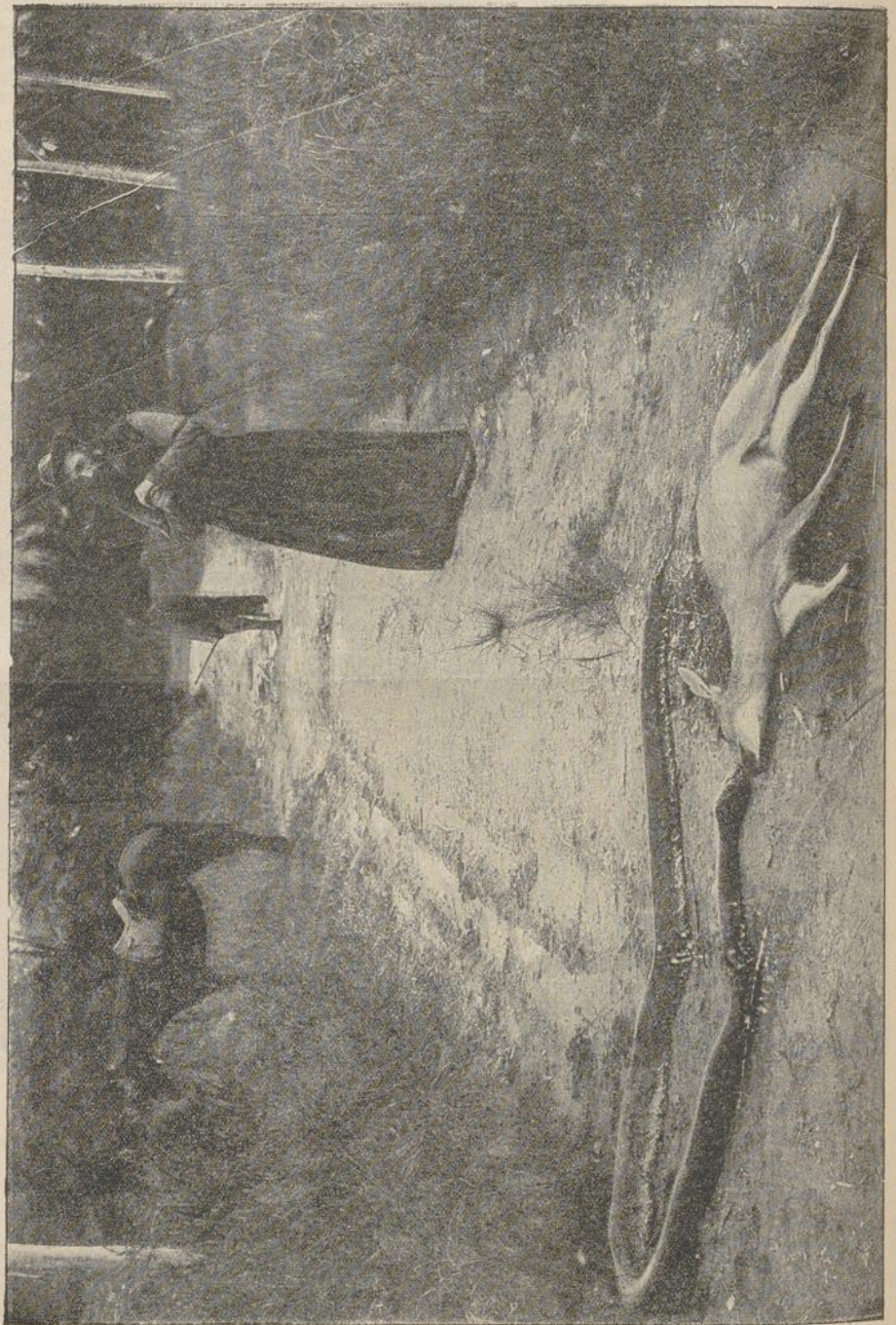


Bild Nr. 2. Die Umonya-Schlange und das von ihr getödete Reh auf der Strecke.

Jetzt kamen auch meine Schwarzen herbei und machten ihr vollends den Garaus. Sie trugen sodann Reh und Schlange zur Mühle, wo wir die Schlange wogen u. maßen. Sie war 12 Fuß lang u. wog, obgleich sie ganz ausgehungert war, 35 Pfund. (Bild Nr. 2.) Uebrigens war sie noch keine der größten ihrer Art.

denn wir hatten schon solche von 18 Fuß Länge zu Gesicht bekommen.

Die Schlangen scheinen in hiesiger Gegend seit letzter Zeit mehr und mehr überhand zu nehmen. Eine Hauptursache hiervon sehe ich darin, daß kein Vieh mehr vorhanden ist, welches das hohe Gras wegrisst oder niedertritt. Früher wurde eine Schlange viel eher entdeckt und die zahlreichen Burschen, welche das Vieh hüteten, haben alljährlich eine Menge von Schlangen getötet.

Als ich vor längerer Zeit mit einigen Burschen zum Grasbrennen ging, trafen wir ebenfalls mit einer Umonya zusammen. Wir stiegen gerade eine steile, nur mit spärlichem Graswuchs bestandene Anhöhe hinauf; zwei der Burschen gingen etwa zehn Schritte

fest, bis wir abends heimgingen. Diese Schlange war 15 Fuß lang.

Schon viele Personen, Erwachsene sowohl wie Kinder, sind hier an der Küste von dieser Art von Schlangen angegriffen worden. Besonders viel Schaden aber richten sie unter den Ziegenherden an.

Die übrigens nicht giftige Umonya schleicht sich gewöhnlich behutsam an ihr Opfer heran, wenn dieses ruht oder schläft, umkreist dasselbe und wirft sich dann urplötzlich darauf, indem sie sich in ihrem Opfer mit den nach rückwärts gebogenen Zähnen festbeißt und es zugleich zu umschlingen sucht. Gelingt letzteres nicht gleich, und entflieht die Beute, so trachtet sie mittels der an ihrem Schwanzende befindlichen Wider-



Bild Nr. 3. Die Bululu-Schlange.

vor mir, als plötzlich einer derselben stehen blieb mit dem Ruf: „Da ist eine Schlange!“

Rasch erhob er seinen Stock und ging auf den Rehenstippen auf das gefährliche Reptil los, während der andere, der mit einer kleinen Art bewaffnet war, folgte. Zu gleicher Zeit warfen beide nach der Schlange, welche einen mächtigen Satz bergauf machte, sich dann aber seitwärts wandte und mit einem noch größeren Sprung gerade auf mich zu kam. Da ich nichts bei mir hatte, sprang ich rasch zur Seite. Die beiden Burschen aber hatten inzwischen ihre Waffen wieder ergriffen und machten einen zweiten Angriff. Da sich die Schlange direkt gegen sie stellte, wichen sie zurück; sobald sie sich aber wendete, nahen sie sich wieder von hinten und warfen neuerdings nach ihr. Der mit der Art traf sie so gut ins Genick, daß sie regungslos liegen blieb. Da wir fürchteten, sie möchte wieder zum Leben kommen, und wir ihr den Kopf nicht zer schlagen wollten, weil sie sonst für unser Ruineum wertlos gewesen wäre, schlang ich ihr eine Schnur um den Hals und band sie an dem Drahtzaun

haben sich an irgend einem Strauch oder dünnen Baum festzuhalten und ihr Opfer, in welchem sie sich festgebissen, zu umschlingen und zu erdrücken. Ist das geschehen, so begeistert sie dasselbe und fängt an, es hinabzuwürgen, was oft Stunden in Anspruch nimmt. Die Verdauung eines Rehbocks aber kann Monate in Anspruch nehmen.

Betrachtet man unser Bild Nr. 2, so könnte man glauben, es sei nicht möglich, daß durch den verhältnismäßig kleinen Schlund ein Rehbock von etwa 40 Pfund Gewicht verschluckt werden könne, und doch ist dies der Fall. Die beiden Unterkieferhälften sind nämlich vorn ganz frei, nicht verbunden, und außerdem wird ihre Anheftung an den Schädel durch zwei bewegliche Knochen vermittelt, wodurch ein zusammengefügtes Gelenk entsteht, das eine sehr weite Öffnung des Rachens sowohl in senkrechter, als seitlicher Richtung erlaubt, während die hakenförmigen, am Gaumenknochen, wie an den Kiefern feststehenden Zähne nur dazu dienen, das Entschlüpfen der Beute zu verhindern.

Bild Nr. 2. Die Umonya-Schlange und das von ihr getötete Reh auf der Strecke.

und
im
ge
on
2)
rt,

Unser Bild Nr. 3 zeigt uns eine von einem Kaffernburschen getötete Bululu-Schlange. Diese Schlange wird nur 4 bis 5 Fuß lang, ist aber verhältnismäßig dick und überaus giftig. Bei Oeffnung dieser Bululu fand man 25 Junge in ihrem Leibe. Während nämlich die meisten Schlangen schmutzig-weiße Eier legen, die nur selten ausgebrütet, sondern meist der atmosphärischen Luft überlassen werden, bringen viele Giftschlangen lebendige Jungen zur Welt. Von der Bululu behaupten die Kaffern sogar, sie hinterlasse nur einmal eine Nachkommenchaft, weil die zahlreich junge Brut sich durch den Mutterschoß ein Loch beiße, um so ans Licht der Welt zu kommen, ein Vorgang, den die Mutter mit dem Leben bezahlen müsse.

Welche bedeutende Rolle die Schlangen im Aberglauben der Kaffern spielen, indem angeblich manche von ihnen die Geister der Vorfahren bergen und daher große Verehrung genießen, wurde schon öfters im Vergiftmeinnicht geschildert. — Sobald aber der Kaffer einer Schlange außerhalb seines Kraales begegnet, hält er es mit den vielen Völkern, welchen die Schlange als Symbol der Zauberei, des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der List und verlockenden Wohlthut gift, und er tötet sie, wo er kann.

Herz und Galle usw. der in Natal so häufigen Schlangen werden von kaffrischen Doktoren vielfach als Medizin gebraucht. Einmal fand ich in der Hütte eines Kafferndoktors bei Mariannhill einen mit einer Schlange umwundenen Stab. Sollte dies etwa ein Symbol der Heilkunst sein? Führt doch nach der griechischen Sage auch der als göttlich verehrte Askulap stets eine Schlange auf seinen Wibern.

Wer ist schuld an der Kreuzigung Christi?

In der Kapkolonie erzählte einst ein christlicher Missionär einem noch heidnischen Kaffern von der Kreuzigung Christi. — „Wie?“ rief dieser entsetzt aus, „ihr Weiße habt den Sohn Gottes gekreuzigt? Welch' ein Frevel!“ —

Der Missionär wollte dem guten Manne begreiflich machen, daß alle Menschen, weiße und schwarze, ihrer Sünden wegen schuld seien am Tode des Sohnes Gottes, umsonst, der Kaffer erwiderte einfach: „Nein, nein, wir Schwarze haben mit dieser Schandtats nichts zu tun! Von uns ist keiner dabei gewesen, sonst hätten uns doch unsere Väter davon erzählt. Man sagt bei uns den Kindern alles, was sich in früherer Zeit hierzulande zugetragen hat, und das ganze Volk glaubt daran. Von einer Kreuzigung des Sohnes Gottes aber habe ich nie ein Wort gehört. Nein, das haben wir nicht getan, wohl aber ihr Weiße. Wie magst jetzt du daher kommen, um uns unschuldige Leute in ein solches Unrecht zu verwickeln?“

Mein lieber Leser, sag' mir, was hättest denn du dem guten Manne geantwortet, um ihn eines Besseren zu belehren?

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Diegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Emaus, 28. Februar 1909. — Tramps. — Unter Tramps versteht man hierzulande arbeitslose Leute, die von einem Orte zum andern im Land umherwandern. Meist sind es Engländer und Irländer, seltener Deutsche oder Angehörige anderer

Nationalitäten. Gegenwärtig findet man unter ihnen nicht nur Handwerksleute und Tagelöhner, sondern auch Clercs, Schreiber, Buchhalter, Kommiss, Seeger, Buchdrucker usw. Kennt einer kein Handwerk, sagt er in der Regel: „Ich bin ein Anstreicher.“ Denn das Anstreichen ist eine Sache, die schließlich jedermann kann, oder wenigstens schnell erlernt hat.

Auch sonst nehmen sie es mit der Wahrheit nicht allzu genau. Sieht z. B. einer, daß der Farmer, an dessen Türe er anklopft, irgend etwas zu bauen, oder im Hause zu reparieren habe, so nennt er sich schnell einen Maurer, Schreiner oder Zimmermann, obschon er dieses Handwerk nie gelernt hat. Zur Not kann er eben überall mittun, und in einem abgelegenen Farmerhaus macht man, was Zierlichkeit und Eleganz der Arbeit anbelangt, keine so großen Anforderungen.

Der Schuster und Sattler trägt sein Werkzeug bei sich und ist oft hochwillkommen, desgleichen der Spengler; auch ein Schmied und Wagner kann, wenn er nur halbwegs will, schnell eine Arbeit haben. Ein Zimmermann kann sich trotz der schlechten Zeiten rasch ein Stümchen Geld ersparen. Leider machen sie oft allzu hohe Ansprüche; unter 10 Schilling (Mark) pro Tag will keiner arbeiten, lieber leidet er Not und läuft von einem Ort zum andern.

Mit struppigem Bart, zerrissenen Kleidern, schlechten Schuhen und trumm getretenen Absätzen, einer Decke mit etwas Wäsche über der Schulter laufen diese Tramps im Lande umher und klagen, wo sie eintreffen, ihre liebe Not. In der Regel bitten sie um etwas Essen, um ein Nachtquartier, um ein Paar Schuhe und einen Zehrpennig.

Hier, in Emaus, vergeht kaum ein Tag, in dem nicht zwei bis drei solcher Tramps bei uns anklopfen und um gastliche Herberge bitten. Wenige von ihnen sind Katholiken, und die es sind, zählen meist zu den Irländern. Mancher von den letztern hat auch seine geistigen Nöten und Anliegen; da lehrt mancher ein, der schon seit so und so viel Jahren nicht mehr bei den hl. Sakramenten gewesen. Schlägt die Gnade bei ihm ein, so benützt er die Gelegenheit, um wieder einmal eine ordentliche Gewissensreinigung vorzunehmen.

Scheinbar wandert jeder Tramp für sich, oder höchstens mit einem Genossen im Land umher, und dennoch wissen sie genau, wo eine gute Herberge ist, und die Trappistenstationen haben bei ihnen einen besonders guten Namen.

Emaus, 11. März 1909. — Ein zweiter Job. — Ja, mit dem Dulder Job möchte ich unsern Mathias vergleichen. Er saß zwar, als ich zum erstenmal mit ihm zusammentraf, auf keinem Düngerhaufen, wohl aber auf einem Bündel alter Lumpen, unter dem er mühsam eine zerrissene Hose hervor suchte, um sich zum feierlichen Akte der hl. Taufe zu schmücken; auch hatte er äußerlich weder den Ausatz, noch sonst ein böses Geschwür, in seinem Innern aber zerßte der leidige Tod, denn er litt an der Auszehrung. Monate lang konnte er nichts mehr arbeiten, obschon er wollte, und dies fiel ihm schwerer als seine Krankheit mit ihrem ganzen Gefolge von Leiden; denn er wußte kaum, wie er unter solchen Umständen Weib und Kind ernähren könne. Doch der Not und des Elends war noch nicht genug. Es wurde ihm die Hütte gekündigt und er mußte das Land verlassen, weil er ohne Erlaubnis der Regierung von Natal nach Gri-

qualand herübergekommen war. Er wollte zu seinem Bruder gehen, der ihm aus Gnad und Barmherzigkeit die Aufnahme versprochen; doch der wohnte stundenweit entfernt und war noch ein Heide; ein christlicher Missionär aber war dort weit und breit nicht zu finden. Gerade letzterer Umstand fiel ihm am schwersten von allem, als er zu mir kam, um Abschied zu nehmen. Doch so schwer ihm die Sache auch fiel, so kam doch kein Wort der Klage über seine Lippen.

Später schickte ich ihm einmal ein Hemd zu, doch er ließ mir sagen, er werde es wohl nicht mehr brauchen. Wirklich starb er bald darauf, und einige seiner Anverwandten brachten die Leiche auf einem Ochsen Schlitten hieher nach Emaus. Er kam ohne Sarg, und da hier ebenfalls keiner vorrätig war, legten wir ihn einfach auf ein Brett, um ihn so zur letzten Ruhe zu bestatten. Er sollte auch im Tode noch arm sein, wie er es einst im Leben gewesen. —

Dieser Tage war ein heidnisches Erntefest, das der Häuptling einer benachbarten Nation seinen Untertanen veranstalten ließ. Diese Häuptlinge sind in der Regel noch Heiden, denn erstens haben sie fast alle mehrere Weiber, und dann hängen sie mit großer Zärtlichkeit an ihren altheidnischen Sitten und Gebräuchen.

Eine Hauptrolle spielt bei solch einem Erntefest das schwarze Weibervolk. Da wird großer Feststaub angelegt und der Leib mit einer Unzahl von Perlen behängt; auch bunte Regenschirme mit weißem, grünem und rotem Stoffe geziert, erfreuen sich großer Beliebtheit. An eigenlichen Kleidungsstücken tragen diese Frauen und Mädchen nicht schwer,

und der Teufel wird sicherlich seine Freude daran haben.

Alle Wege zum Königsdraal waren belebt. Die



Bin ein Kind aus Zululand,
Leicht mein Sinn wie mein Gewand,
Schwarz wie ein Rabe, ein wildes Blut,
Lente sagen, für gar nichts gut.
Wollte auch gleich andren Knaben
Frohen Muts zur Schule traben;
Noch der Kollerhub, der lose,
Hat ja weder Hemd noch Hose.

Der Hanserl hat von Schw. Engelberta drei neue Hosen bekommen und ich hab noch keine.

Männer und Burschen kamen beritten an; es war ihrer zuletzt ein ganzes Regiment. Uebrigens fand diesmal noch nicht das eigentliche große Erntefest

statt, denn die Maiskolben waren noch nicht reif, weshalb man nur grüne Kolben vorlegte. Sie wurden im Ochsenkraal aufeinander geschichtet und den einzelnen zu kosten gegeben. Bis dahin mußte alles Volk nüchtern bleiben und vor dem Häuptling einen Tanz aufführen; erst dann wurden sie in Reihen in die Isibaha zum Kosten der Maiskolben eingelassen. Von dem Tanze und Biergelage, das nun folgte, und bis in die späte Nacht hinein dauerte, will ich lieber schweigen.

Solche Festgelage sind ein großes Hindernis für die Bekehrung der Schwarzen; denn sie hängen sehr an solchen Sachen und wissen, daß ihnen mit dem Eintritt in die wahre Kirche für immer alle Aussicht benommen ist, an solch' spezifisch heidnischen Festlichkeiten teil zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Chishawasha.

Von Br. Leopold, O. M. M.

Monte Cassino. — Während der letztjährigen Weihnachtsfeiertage brachte ich meinen längst gehegten Wunsch zur Ausführung, die große, in ganz Südafrika rühmlichst bekannte Jesuiten-Mission Chishawasha wieder einmal zu besuchen, wo ich vor Jahren so liebevolle Gastfreundschaft gefunden. Donnerstag, den 23. Dezember 1909 abends, kam ich per goods train (Güterzug) in Salisbury, der mit Gesträuch und wildem hohem Gras üppig bestandenen Landeshauptstadt von Rhodesia an.

Freundliche Nachtherberge fand ich auf der Jesuiten-Niederlassung Hartmanhill. Sie ist nach dem in Mariannhill wegen seiner vortrefflichen Exerzitien-Vorträge gar wohl bekannten Jesuitenpater A. Hartmann benannt. Soviel ich weiß, erhielt er diesen Fleck Land von der Chartered Company für seine als Feldkaplan geleisteten Dienste.

Tags darauf besuchte ich in Salisbury den Hochw. Father Grillet, sowie den überaus seeleneifrigen P. Vicoritch, der mit der Mission der dortigen Schwarzen betraut ist, und begab mich sodann zu Fuß — ich hatte mich nicht angemeldet, und infolgedessen war kein Fuhrwerk da — nach meinem lieben Chishawasha, das mir ja, wie eben angedeutet, schon längst bekannt war; denn dort hatte ich, als ich im Jahre 1901 nach Rhodesia kam, einige Monate hindurch mein erstes Heim gefunden. Auf dem Wege traf ich mit einem schwarzen Christen zusammen, der auch dorthin ging. Wir schritten kräftig aus und waren gegen 1/6 Uhr abends schon an unserm Ziel.

Welch frohes, fröhliches Wiedersehen! Ich fand beinahe das ganze mir von früher her bekannte Missionspersonal wieder. Sogar der Hochw. P. Richard, Superior und Gründer der großen blühenden Missionsstation, war wieder da. Er hatte einige Jahre zuvor auf Befehl seiner Obern den schwierigen Posten, auf dem er sich im Uebermaße der Arbeiten und Opfer fast aufgerieben, mit einem leichteren vertauscht, war aber vor einem Vierteljahre zur großen Freude aller seiner schwarzen Kinder mit ziemlich gekräftigter Gesundheit wieder zurückgekommen. Mehrere Priester fand ich noch mit Beicht hören beschäftigt, da sehr viele auswärtige Christen, die sich alle zu den hl. Sakramenten herbeidrängten, zum hohen Fest gekommen waren.

Um Mitternacht versammelte sich der etwa 100 Mann starke in ganz Rhodesia gefeierte schwarze Mu-

sikhor um die Flaggenstangen auf dem großen weiten Spielplatz. Zuerst intonierten sie auf ihren bligblant gepuzten Instrumenten einen prächtigen Marsch, dann kam das schöne, tief ergreifende Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Daran reihte sich der feierliche Nachtgottesdienst, wobei der Hochw. P. Richard zelebrierte und Rev. Father Hesse die Festpredigt hielt.

Während der Frühmessen am folgenden Morgen wurde von zwei Priestern die hl. Kommunion an etliche hundert Christen ausgeteilt. Ein dritter Priester hielt unter den mit sichtlicher Andacht zu- und abtretenden Kommunikanten die Ordnung aufrecht. Unwillkürlich kam mir dabei der stille Wunsch in's Herz, daß ich doch auch noch den Tag erleben möchte, an dem in unserm, z. Bt. noch so kleinen Monte Cassino eine gleich große Zahl von Kommunikanten zu sehen wäre.

Um 9 Uhr war levitiertes Hochamt. Diesmal fungierte der Hochw. P. Hesse als Zelebrant, und Rev. Father Richard hielt die Festpredigt. Als Diakon erblickte ich Rev. Father Burbridge, während der Hochw. P. Macernez den großen Doppelschor dirigierte. Die schwarzen Musiker hatten sich mit ihren Instrumenten auf der Empore aufgestellt, während sich die Sänger unten im Mittelschiff um ein großes Harmonium gruppierten. Der gesamte Gottesdienst hatte etwas Hochfeierliches an sich, und die schöne Haltung dieser schwarzen Neuchristen erbaute mich ungemein.

Den Sängern und Musikern aber wurde ein ordentliches Stück Arbeit zugemutet. Schon vor Mitternacht hatten sie sich, wie gesagt, auf dem Paradeplatz postiert, während des hohen Festtages selbst gab es gar viel zu beten, zu singen und zu musizieren, und dies alles in freier Haltung, ohne Bänke oder eine sonstige Stütze. Erst gegen 11 Uhr Mittags fanden sie die wohlverdiente Ruhe und durften sie sich bei einer frugalen Mahlzeit regalieren. Im Laufe des Nachmittags machten viele von ihnen einen kleinen Besuch im elterlichen Heim, wo die erfreuten Mütter selbstverständlich den prächtigen Jungen einen Schluck frischen Kaffernbieres präsentierten; doch abends beim hl. Segen war alles wieder da, und das geräumige Gotteshaus war gedrängt voll von Gläubigen.

Die Kirche, erst vor einigen Jahren erbaut, wird sich in Bälde zu klein erweisen. Sie wurde vom Hochw. Vater Schmitz schön ausgemalt, und ehrw. Bruder Krögel lieferte aus Haussteinen einen sehr schönen Altar, nebst Kommunionbank u. s. w. Als ich vor 9 Jahren zum erstenmal in Chishawasha war, mußte eine mit Stroh gedeckte Hütte als Kirchlein dienen. Fensterglas galt als wahrer Luxus; zum Ersatz dafür wählte man da und dort Schirting oder sonstigen leichten Stoff.

Beim Frauenvolk fiel mir auf, daß sich alle bis auf einen kleinen Schopf glatt rasiert hatten. Es scheint bei ihnen das zur Festtoilette zu gehören. Dagegen hatten sie ihre Köpfe reichlich mit Fett und Del eingerieben und mit Perlenkränzchen geschmückt.

Da meine Zeit knapp bemessen war, kehrte ich schon am Sonntag nachmittag, und zwar diesmal per Mauleiselwagen, nach Salisbury zurück. Ehrw. Bruder Breiten, der einige Tage zur Erholung in Monte Cassino zubringen will, begleitete mich dabei. Die schönen Weihnachtsfeiertage aber, die ich im lieben Chishawasha zubachte, werden mir unvergeßlich bleiben auf immer.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter.

Der Name „Familienvater“ ist kein leeres Wort; er drückt eine große Würde und eine schwere Bürde zugleich aus. Ist es nicht etwas Hohes, mit Gott die Vaterschaft zu teilen, welche vernunftbegabten und der Seele nach unsterblichen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, das Dasein verleiht? Aber auch welche Verantwortung liegt in der Aufgabe, die Kinder zu erziehen, sie zu unterrichten, zur Tugend anzuleiten und vor dem Bösen zu bewahren, kurz, sie auf den Weg zum Himmel zu führen, zum gemeinsamen Vater aller Menschen!

„Es ist keine geringe Tugend“, sagt der hl. Chrysostomus, „seine Kinder gut zu erziehen, sie an den Dienst des Herrn zu gewöhnen und auf dem Wege seiner Gebote zu befestigen von zarter Kindheit an. Wenn Eltern, die von den Grundsätzen einer wahrhaft christlichen Kinderziehung durchdrungen sind, große Belohnung im Himmel erwarten dürfen, so haben jene, welche diese Grundsätze mißachten, allen Grund zu fürchten, daß sie eine strenge Strafe zu gewärtigen haben. Auch darf sich der Familienvater in der Erziehung der Kinder nicht ganz auf deren Mutter verlassen, denn er ist auch für sie verantwortlich.“

Der hl. Joseph hat die ihm als Gemahl Maria und Pflieger Vater Jesu auferlegte Doppelpflicht auf die vollkommenste Weise erfüllt. Voll der innigsten und großmütigsten Liebe zu Jesus und Maria, die Gott seiner Obhut anvertraut hatte, ließ er ihnen die zärtlichste Sorgfalt zu teil werden, und widmete sich ganz ihrem Dienste. Allerdings hatte er nicht nötig, sich mit ihrer sittlichen Leitung zu befassen, denn sie waren ja beide ohne Sünde, und damit war er zum Teil der schweren Verantwortung überhoben, die auf andern Familienvätern ruht. Allein gerade aus diesem Grunde soll der ehrwürdige Patriarch der Schutzpatron aller christlichen Familienväter sein, denen er überdies ein gar herrliches Vorbild ist, durch seinen Glauben, seine Treue, seine Ergebenheit, Sanftmut und Liebe, durch seinen Mut und seine Standhaftigkeit.

Daher haben sich auch allezeit die wahrhaft gläubigen Familienväter mit großem Vertrauen unter den mächtigen Schutz des hl. Joseph gestellt, damit er ihnen helfe, den Frieden und die Eintracht in ihrem Hause zu bewahren, und die Gewalt, die ihnen Gott über ihre Kinder gegeben, angemessen und wirksam auszuüben. Und um dieses Schutzes würdig zu werden, haben sie sich aufrichtig bemüht, seine Tugenden mehr und mehr nachzuahmen. Glücklich fürwahr die christliche Familie, deren Haupt sich den hl. Joseph zum Patron und Vorbild genommen hat!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Doktor Wejener erzählt: „Bei einer Unterredung über die Ablässe, in der ich zu erkennen gab, daß ich sie nur als die Erlassung der alten Kirchenbußen betrachtete, entgegnete sie:

„Nein, die Ablässe bedeuten mehr, denn durch sie gewinnen wir die Nachlassung der Strafen, die wir

nach diesem Leben im Fegefeuer zu erleiden haben. Um aber einen Ablass zu gewinnen, ist es nicht genug nur obenhin das vorgeschriebene Gebet oder gute Werk zu verrichten, sondern man muß auch mit wahrer Reue und wirklicher Besserung die hl. Sakramente empfangen. Ich lebte immer des Glaubens, daß ohne wahre Reue und ernstliche Besserung ein Ablass nicht gewonnen werde, und daß im Grunde mit jedem verdienstlichen Werke ein Ablass verbunden sei.“

Die guten Werke eines Menschen sind so verschieden, wie die Zahlen. Fliehet aber in das kleinste derselben etwas von den Verdiensten Christi, so wiegt es sehr viel. Was wir in Vereinigung mit diesen unendlichen Verdiensten Gott aufopfern und wäre es auch nur die geringfügigste gute Handlung, wird von Ihm an unsern verdienten Strafen abgerechnet. Ich kann die traurige Verblendung so vieler, denen der hl. Glaube zum Schattenbilde geworden ist, nicht genug beklagen. Sie leben in ihren Gewohnheitsünden ruhig fort, und wähnen dabei, durch gewisse Gebetsweisen Ablässe gewinnen zu können. Aber gar viele Christen werden einst inne werden, daß Heiden und Türken, welche nach dem natürlichen Gesetz tugendhaft zu leben suchen, im Gerichte vor Gott besser bestehen, als sie.

Wir haben die Gnade und achten sie nicht; sie wird uns gleichsam aufgenötigt, und wir stoßen sie von uns. Wie rennt, wie krümmt sich mancher, wenn er einen Groschen im Staube erblickt; liegt aber die Gnade des ewigen Heiles vor seinen Füßen, so steigt er mühsam über sie hinweg, um den Traumgestalten dieser Welt nachzujagen. Diesen helfen keine Ablässe; ja die religiösen Handlungen, die sie aus blinder Gewohnheit vollbringen, werden ihnen zum Gerichte.“

Auf das blinde Jagen nach den falschen Gütern dieser Welt schien sich folgende Anschauung zu beziehen. Sie erzählte: „Ich fand mich auf einem großen weiten Felde, das ich ganz überschauen konnte. Dasselbe war von unzähligen Menschen bedeckt, die auf alle Weise arbeiteten und sich aufs äußerste anstrebten, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Mitten auf dem Felde aber stand in unendlicher Güte der Herr, der zu mir sprach: „Siehe, wie das Volk sich quält und abmüht, wie es überall Trost und Hilfe sucht und dem Gewinne nachjagt, mich aber, ihren Herrn und Wohltäter, der ich doch ganz offen hier stehe, gar nicht achtet und gewahret.“

Nur wenige sind vorhanden, die noch ein Gefühl der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit gegen mich haben; aber auch diese werfen mir ihren Dank nur im Vorbeigehen wie einen Brocken zu.“ — Nun kam eine Schar von Priestern, gegen welche der Herr eine besondere Zuneigung zeigte; aber sie gingen schnell vorüber, warfen ihm häufig etwas zu und verloren sich in dem großen Gewühle. Nur Einen aus ihnen sah ich näher treten, aber ziemlich nachlässig. Als er beim Herrn war, sagte dieser ihn an der Schulter und sprach: „Warum entfernst Du Dich von mir? Warum bezahlst Du mir nicht Deine Schuld, der ich Dich so liebe?“ Darauf verschwand mir dieses Gesicht.

Ich hatte aber mancherlei Anschauungen über die betrübenden Verhältnisse der Gegenwart. Der herrschende Zeitgeist, die große Lauigkeit und Ausartung

wurde dem Heiland, wenn er heute wieder persönlich unter uns erscheinen und seine Lehre verkündigen würde, so viele grimmige Widersacher bereiten, als er unter den Juden gefunden hatte.
(Fortsetzung folgt.)

Wie der selige Heinrich Suso den Maimonat feierte.

In der Nacht des eingehenden Mahen fing der selige Suso gewöhnlich an und setzte einen geistlichen Mahenbaum und ehrte den ziemlich lange alle Tage einmal. Unter all den schönen Zweigen, die je wuchsen, konnte er nichts Edleres finden, als den Mahenbaum, den wonniglichen Ast des Kreuzesholzes, der blühender ist mit Gnaden und Tugenden und aller schönen Zier, denn alle Mahenbäume, die je errichtet wurden.

Unter diesem Mahenbaum nahm er sechs Venien (Kniebeugen) vor, u. gedachte bei jeder Venie, den geistl. Mahenbaum zu zieren mit den allerschönsten Dingen, die der Sommer möchte hervorbringen. Und er sprach und sang in seiner Innerlichkeit vor dem Mahenbaum den Hymnus: „Salve cruce sancta“ also: Begrüßet seist du, himmlischer Mahenbaum, der ewigen Weisheit, auf dem da gewachsen ist die Frucht der ewigen Seligkeit! Zum ersten, dir zur ewigen Zierde für alle roten Rosen biete ich dir heute ein herzliches Minnen; zum zweiten, für alle kleinen Viole ein demütiges Neigen; zum dritten, für alle zarten Lilien ein lauterliches Umfassen; zum vierten, für mancherlei buntfarbige und glänzende Blumen, die je Haide oder Ager, Wald oder Aue, Bäume oder Wiesen, in diesem schönen Mai hervorgebracht, bietet dir mein Herz ein geistliches Küssen; zum fünften, für aller wohlgemuten Vögelin Sang, den sie je auf einem Mahenzweige frei gesungen haben, bietet dir meine Seele an ein endloses Loben und Danken; zum sechsten, für alle die Zierde, womit je ein Mahenbaum gezieret war, erhebet dich heute mein Herz mit einem geistlichen Singen. Hilf mir, o gesegneter Mahenbaum, daß ich dich in dieser kurzen Zeit also lobe, doch ich dich, lebendige Frucht, ewiglich werde genießend. — Also ward von Heinrich Suso der Maimonat begangen.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Während wir so beisammen saßen und auf das Signal zum Ausbruch in den Kampf warteten, fragte ich einen der insizwas (jungen Männer), wer denn der weiße Mann sei, und erhielt zur Antwort, er käme vom Land des weißen Mannes jenseits des Umsimvu und er führe Wagen mit sich. Er rede viel von einem großen Häuptling, für den er in fernen Ländern gekochten, und der Name dieses Häuptlings sei „Lempru.“ (Empereur, Kaiser Napoleon).

Ich saß dem Umlungu (Weißen) gegenüber, als er zu uns sprach und beobachtete ihn genau. Ich hatte zwar schon wiederholt weiße Männer gesehen, sie kamen zu uns mit Wagen, verkauften Gewehre, die schnell unbrauchbar wurden und brachten uns starkes Getränk, das uns wie toll machte, und doch hatten wir ihnen dafür eine Menge Vieh und Häute zu

geben. Aber diese alle waren in Vergleich zu diesem Umlungu da wie ein Buschmann gegen einen Zulu. Er war ein mächtiger Fürst, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und trug einen langen kräftigen Schnurrbart. Dazu war er größer und breitschultriger als irgend einer der Männer, die ich je gesehen, und trug einen großen Helm aus Metall auf dem Kopfe, von dessen Spitze ein langer, weißer Kosschweif wallte. Brust und Rücken waren in ein Gehäuse von Stahl (Panzer) eingeschlossen, und an seiner Hüfte hing ein großes Schwert mit gerader Klinge. Er war offenbar ein großer Mann, denn er sprach zu unsern Häuptlingen mit starker Stimme und seine Rede begleitete er mit raschen, energischen Bewegungen der Hände.

„Männer aus dem Pondoland,“ begann er wieder, „die Zulus sind bloße „abantu“ (Schwarze), wie ihr. Jeder, den ihr mit euren scharfen Waffen trefft, stirbt jählings dahin. Warum also laßt ihr weibliche Furcht aufsteigen in euren starken Herzen? Tut, was ich euch sage: Jene von euch, die mit Gewehren bewaffnet sind, legen sich diese Nacht hinter die Felsen hier in den Hinterhalt. Hundert Mann aber reiten auf schnellen Rossen ins Zululager hinab und fangen da an, gründlich aufzuräumen. Ist aber das ganze feindliche Lager erwacht, dann ziehen sie sich rasch nach diesen Felsen zurück. Sobald sich der Feind naht, geben alle, die Gewehre haben, Feuer. — Sie müssen aber niedrig zielen, und dürfen nicht schießen, bevor sie das Weiße im Auge der Zulus sehen. — Dann aber werde ich mit der ganzen übrigen Mannschaft von der anderen Seite über sie herfallen wie ein Hagelwetter und auch nicht einer von ihnen soll uns entkommen.“

Wer von euch will Führer der ersten hundert Reiter sein?“ Keiner rührte sich; ein Häuptling sah den andern an, doch keiner sprach ein Wort. Mit hundert Mann mitten unter tausend Zulus hineinzureiten schien eben ein zu großes Wagnis.

Endlich rief ich selber aus: „Nkosi enkulu, großer Fürst, ich will den Ritt wagen; will ihn wagen, selbst wenn ich allein zu reiten habe. Die Zulus haben meinen Vater und all' meine lieben Angehörigen grausam dahingemordet und es soll mir daher ein wahrer Hochgenuß sein, wenn ich auch nur einen von ihnen töten kann, bevor ich sterbe.“

Da strich Ngokwemnyama seinen mächtigen Schnurrbart und rief mit Donnerstimme in den großen Haufen hinein: „Ein Held hat sich bereits gefunden; wer will sich sonst noch an dem Ritt beteiligen?“ Da war es, als ob dieser eine Mann alle andern mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortreiße; denn mit einem Schlag kam es aus den Reihen von Hunderten:

„Nkos!“ —

Tief unten im Tale aber stimmten die Zulus als Antwort einen Schlachtgesang an, der wie ein Hohn auf unsern Ruf in die finstere Nacht hinausschallte. Die langgezogenen Töne erweckten bei manchem ein heimliches Grauen, Ngokwemnyama aber, voll Feuer und Leben, machte sich rasch daran, die einzelnen Gruppen für den Kampf zu informieren. Alle schwärmten für ihn, nur die Häuptlinge machten verdrossene Gesichter. Da flüsterte mir einer der insizwas zu: „Der Weiße ist ein Inkosi enkulu; innerhalb zwei Tagen haben wir unter seiner Führung mehr als 400 Zulus erschlagen. Wir ritten im Galopp auf die Feinde los und schleuderten unsere Asagais gegen

sie ab, dann aber eilten wir im Fluge auf unsern Pferden wieder davon, um kurz darauf dieselbe List zu wiederholen. Viele von den Zulus starben dahin, von uns aber fielen nur wenige.“

Inzwischen war die schwarze Nacht auf die Erde gefallen, nur wenige Sterne sandten ihr funkelndes Licht vom Firmament, der Mond kam zögernd hinter den Bergen hervor, in schmaler, sichelförmiger Gestalt, und warf ein mattes, silbergraues Licht über die Landschaft. Sie und da erschienen hellgezeichnete Stellen in unbestimmten Umrissen neben tiefschwarzen Punkten, und eine Gruppe von Bäumen sah in der Ferne aus wie ein Haufen von Kriegsleuten. Jedes schattenhafte Ding nahm eine Zauberergestalt an, und bald da, bald dort sah man ein Ungeheuer von rätselhaftem Aussehen in abenteuerlichen Formen. Unwill-

Federbüsche und mächtigen Schilde warfen lange, unheimliche Schatten über die vom fahlen Silberlicht des Mondes übergossene Ebene. „Was siehst du?“ fragte einer meiner Nachbarn seinen Kriegskameraden. „Riesenhafte Männer“, entgegnete dieser, „in Vergleich mit ihnen sind wir die reinsten Zwerge. Doch die Entfernung und das unbestimmte Mondlicht mag mich täuschen.“

Ngoikwenyama, der gewaltige Umlungu, aber war inzwischen nicht untätig geblieben. Er untersuchte ein Gewehr nach dem andern, lud sie mit scharfen, mannigfachen Geschossen und stellte seine Schützen in einer Linie dem Bergabhänge entlang auf.

Die Gewehre waren von mannigfacher Art. Die einen wurden durch Schlagen von Feuersteinen auf



Ein Ausflug mit Schulknaben an einen See.

fürlich beschlichen uns schwere Gedanken an allerlei Geschichten von Hexendoktoren und Zauberern, von Giftmischern und unheimlichen Gespenstern der Nacht. Allüberall, an allen Enden und Ecken ringsum, schienen Geister und Kobolde auf uns zu lauern; dazu war es uns abantu-Männern allen eine unerhörte Sache, daß man mitten in der Nacht in den Kampf ausziehe; sonst pflegten wir eben beim Morgengrauen zu kämpfen und beim Licht der aufgehenden Sonne. Aus weiter Ferne hörte ich das heisere Geheul eines Schakals durch die finstere Nacht. Vielleicht hat er zu viel Menschenfleisch gefressen, dachte ich mir, vielleicht wird ihm zur nächsten Mahlzeit mein eigener Leib zum ledern Mahle aufgetischt! —

Allmählich kletterte der Mond höher und höher herauf am dunkelschwarzen Dache der Nacht, und je höher er stieg, desto mehr gewann er an Helle. Ich blickte in die Talsenkung hinab, wo das Lager der Zulus stand und sah dort die Vorposten, die in strammer Haltung auf den vielen großen Termitenhäufen standen. Ihre hohe Gestalt, die wallenden

Stahl losgebrannt, die andern, indem man Feuer an sie hielt. Ebenso verschieden war das Material, aus dem sie gefertigt waren, und ihre Gestalt. Da waren Flinten mit großen, langen Kolben und Läufen, die Messingringe trugen; kurze, schwere Schußwaffen mit rohen Häuten umwickelt, solche mit Mündungen gleich einer Trompete, und kleine, kurze, eiserne Flinten. (Pistolen?) Einige dieser Waffen waren poliert und geölt, andere verrostet, der Lauf rissig und der Kolben wurmförmig. Einige der Schützen hatten anstatt der Kugeln Stücke gehackten Bleies, andere Steine oder Scherben von Töpfen, steinerne Spielfüßchen und zerbrochenes Glas. Das Pulver hatte man in ziegelenen Säcken oder in Hörnern. Jeder Soldat schüttete so viel Pulver, als er als notwendig erachtete, in seine Hand, stieß es den Gewehrlauf hinab und gab dann sein Geschöß, seinen Stein, seine Glas- und Topfscherben, oder was er eben hatte, auf das Pulver. Die meisten Schützen hatten die Gewohnheit, die Hand zweimal mit Pulver zu füllen, und von der zweiten Handvoll etwas für die Pfanne aufzubewahren.

Ndabezine, der Häuptling, sah mißvergnügt auf dem Boden. Er hatte sich in seine Decke gehüllt. Das Gewehr, das neben ihm lag, war eine Waffe, wie sie die Buren zum Elephantschießen haben. Einige der insizwas aber hatten Feuer angezündet und unterhielten hinter einer Felsenkluft eine lustige Flamme für die Schützen zum Losbrennen ihrer Feuerwaffen. Manche von ihnen standen schon mit Stücken von intambo (Luntten) da, um sie den Schützen im Bedarfsfalle zu reichen.

Als alles bereit war, trat Ngokwemnyama vor die hundert Reiter, die er sich auserlesen hatte, und sprach: „Achtung! Sobald ihr meinen Kommandoruf hört, geht ihr zum Angriff auf die Zulus über. Aber reitet scharf, das sage ich euch! Schlaget, stochet, und hauet darauf los, bis ihr meinen Ruf hört, der euch zur Rückkehr beordert. Dann aber reitet zurück, wenn euch euer Leben noch etwas gilt.“

„Drauf!“ rief er sodann und warf sich leicht in den Sattel. Der Windsbraut gleich stürmten wir dahin, geradenwegs auf das Zululager los. Die Wachposten schrien laut auf, und hunderte schwarzer Gestalten erhoben sich, als unsere Pferde mitten unter sie hineinstürzten. Hart neben mir sah ich einen federgeschmückten Kopf sich erheben. Ich schlug mit meiner Streitart drauf los und fühlte, wie der Stahl durch und durch drang. Das war der erste Zulu, den ich im Kampfe erschlug. Schon führte ein zweiter Zulu einen Streich nach mir; ich aber trieb ihm die Scheide meiner Art, die schon von Zulublut triefte, mitten durch die Gurgel, daß sein Blut heiß wie gekochtes Fett auf mein Handgelenk spritzte.

Da hörte ich vom Hügel her ein lautes Geschrei: alle unsere Leute, die sich daselbst aufgestellt hatten, riefen uns zu, eiligst zurückzukommen. Der Ruf schallte von Hügel zu Hügel und erweckte ein hundertfaches Echo in den Bergen. Schnell drehte ich meinen Gaul um und galoppierte nach unserem Lager zurück. Viele der Unsrigen folgten mir; etliche zwanzig aber kamen nicht, sei es nun, daß sie sich keine freie Bahn mehr zu schaffen wußten, sei es, daß sie von Wut und

Blutgier ganz toll geworden. Denn sie fuhren fort, wie rasend in die Zuluhorde einzuhauen.

Als wir den Hügel hinanritten, folgten uns die Zulus nach, doch nicht mehr in geschlossenen Reihen, denn noch immer war das Stechen und Würgen in der Zuluarmer im Gange. Einige Pferde bäumten sich hoch auf und ließen durchdringende Schreie hören, noch lauter und wilder aber brüllten die rasenden Krieger, die immer wieder ihre Mordbeile schwenkten.

Auf der Höhe des Hügels angelangt, verschwanden wir verabredetermaßen zwischen den Felsen. Noch eine doppelte Bogenschußweite mochten die Zulus entfernt sein, als sich plötzlich mit Donnergekrach eine Linie flammenden Feuers gegen sie ergoß. Auffallenderweise jedoch fielen von den Zulus nur wenige, fast alle rückten gelassen näher heran. Die Gewehre waren zu früh abgefeuert worden und hatten daher unter dem Feinde nur wenig Schaden angerichtet.

In diesem Augenblicke sah ich Ngokwemnyama in stürmischer Eile gegen die heranwogenden Zulumassen galoppieren. Er hatte die Zügel seines Pferdes am Sattel befestigt, sein weißer Helmbusch flatterte drohend im Mondlicht und sein langes, scharf geschliffenes Schwert gab scharfen Glanz von sich. So stürmte er wie der Blitz auf die Zuluhorde los. Hinter ihm, aber wenigstens drei Pferdelängen zurück, kam die übrige Mannschaft. Sein riesiges Schwert fuhr wie Blitze leuchten hin und her, und so oft er einen seiner mächtigen Hiebe führte, schrie er in die graue Nacht hinaus: „Lempru! Lempru!“

Dieser Ruf fuhr wie Feuer durch mein Gebein, und auch ich fing an zu schreien: „Lempru! Lempru!“, und warf mich neuerdings auf den Feind. Ich sah nur Rot, nichts als Rot, vor meinen Augen, rote Feuerflammen und schwarze, Federbusch tragende Köpfe, auf die ich wie rasend losschlug. Da, plötzlich blendete mein Auge ein Blitz, ich sah ein weißes, flammendes Licht. Es schien mir, als wolle der Himmel in Stücke gehen und als fälle der Mond auf mich herab. Ich fühlte noch, wie ich zu Boden sank, dann aber verlor ich das Bewußtsein. — (Fortf. folgt.)

Ein Trostwort an die Lebenden von Franz Eichert.

Was klagt ihr? — Auch der Sänger möchte klagen —
So weh! ist ihm ums Herz die Saite sprang.
Und doch treibt ihn der Geist, euch Trost zu sagen:
Den ihr beweint — er bleibt bei uns noch lang!
Die Hülle fiel, der Geist ist frei geworden,
Der große Geist, der unser Hoffen trug,
Er ging von uns. Geschlossen sind die Pforten —
Doch jenseits geht zu lichten Höhn sein Flug.
Nicht klagen, führerlose Schar, nicht weinen!
Er tat sein Werk, tun wir das uns're auch.
Sein Schild war blank. — Blank soll der uns're scheinen.
Sein Herz war treu. — So sei auch unser Brauch.
Er fiel im Streit. Nun dräu'n die alten Feinde.
Sein Geist mit uns! — Wir kämpfen Mann an Mann!
Sein Wort, das heiß durchglühend alle einte,
Darf nicht vergeh'n! — Tragt's vor dem Heeresbann!
So lebt er uns! — Und will das Herz noch zagen,
Er war ein Mann! — So werdet, was er war!
Er lehrte uns zu streiten, nicht zu klagen:
Auf! Hoch das Kreuz, voran den Doppelaar!
Nur eine Träne noch an seiner Bahre...
Doch wisse, Herz, daß du nicht mutlos bebst:
Er bleibt, weil er fürs Gute stritt, fürs Wahre.
Lueger starb. — Luegers Werk, du lebst!



Exzell. Oberbürgermeister Dr. Lueger in Wien
gestorben 10. März 1910.

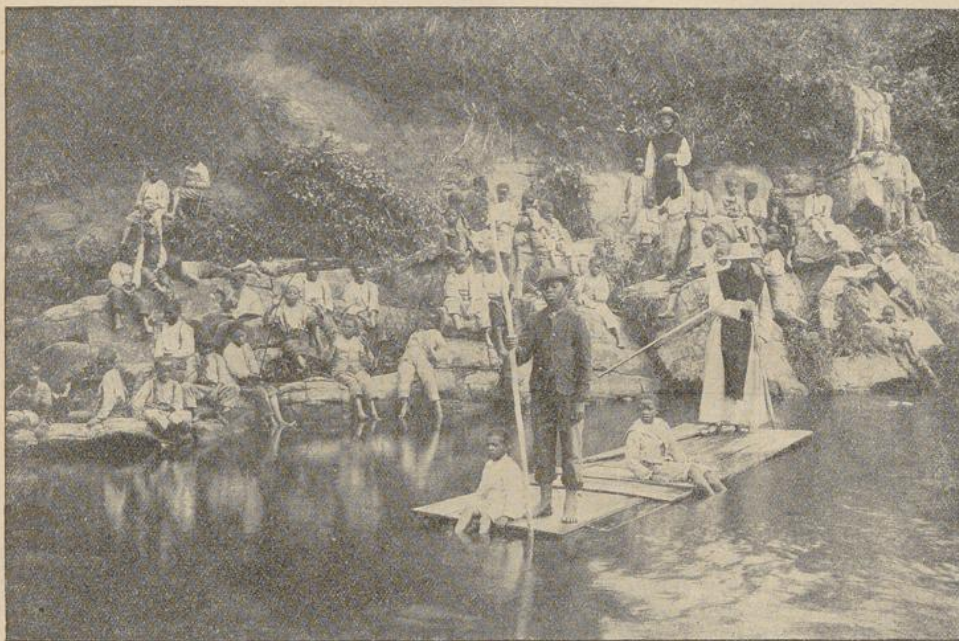
Aus unserer Basutomission.

Von Hochw. P. Maurus, O. M. M.

Für unsere verehrten Leser sei es bemerkt, daß die Verbreitung unserer Mission unter dem Basuto-volke in der Kap-Kolonie verhältnismäßig gering ist. Nur auf 3 katholischen Stationen, Gardenberg, Vinden und Mariazell gehört der größere Teil der Bevölkerung dem Basutostamme an. Auf einer vierten Station, Telgte, ist dann die Bevölkerung so zusammengewürfelt, daß die Basuto den Kaffern ungefähr das Gleichgewicht halten. Diese Stationen liegen in der Nähe der Drakensberge, der Grenze des eigentlichen Basutolandes, von wo die hiesigen Basuto nach diesem Teil der Kap-Kolonie eingewandert sind. Im eigentlichen Basutoland haben die Mariannhiller bis jetzt keine selbständige Missionsstation, von Gardenberg aus hat man dort einige Katechetenstellen gegründet.

nicht so vollständig, wie der Mariannhiller in kaffrischer Sprache, und zudem war er gleichfalls schon in der ersten Zeit der Mission herausgegeben, wo eine solche Arbeit immer mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Außer diesen 2 Büchern, die eben noch viel zu wünschen übrig ließen, hatten wir der Hauptsache nach nur noch ein Gebetbuch in der Basutosprache. Eine ganze bibl. Geschichte und ein vollständiger Katechismus war deshalb schon lange ein dringendes Bedürfnis für uns. Es müssen ja auch zum großen Teil unsere Schwestern, Lehrerinnen Religionsunterricht erteilen, denen dabei brauchbare Bücher unentbehrlich sind. Ja auf Außenstationen muß man den Religionsunterricht sogar den schwarzen Lehrern überlassen, und da wird kaum viel herauskommen, wenn man keinen guten Katechismus hat. Dasselbe gilt von schwarzen Katecheten.

Im vorigen Jahre nun beschloßen mein Confrater,



Ein primitives Floss.

Da die Verbreitung unserer Mission von Mariannhill aus über Natal vor sich ging, so ist unsere Basutomission auch im ganzen jünger, als unsere Kaffermission, wenn auch dort einzelne Stationen später hinzukamen. Infolge dieser Umstände steht die Basutomission der Kaffermission auch noch in mancher Beziehung nach, z. B. mit Bezug auf Bücher in der Sprache der Eingeborenen. Während wir schon seit vielen Jahren einen guten Katechismus, eine bibl. Geschichte nebst einer ganzen Anzahl von religiösen und Andachtsbüchern in kaffrischer Sprache haben, besitzen wir bis jetzt in der Basutosprache von der bibl. Geschichte nur das alte Testament, das schon vor mehreren Jahren von einem unserer eifrigsten Missionäre hergestellt war, nachdem derselbe nur eine sehr kurze Zeit in dieser Mission tätig gewesen. Ferner besaßen wir einen Katechismus von den Hochw. Patres Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis hergestellt, die im eigentlichen Basutoland bereits eine ziemlich große Mission besitzen. Dieser Katechismus war aber lange

der Hochw. P. Chrysostomus, und ich die Herstellung eines Katechismus und einer biblischen Geschichte zu versuchen. Es war das eine gewagte Sache, da wir beide in der Basutomission noch ganz neu waren, und deshalb keine so vollkommene Kenntnis der Sprache besaßen. Wir dachten aber: „Früh gewagt, ist halb gewonnen!“, und gingen an die Arbeit. An Schwierigkeiten und Hindernissen litten wir allerdings keinen Mangel. Die Arbeit, die man schon so hat, um seine Mission zu versehen, und die so ziemlich die Zeit schon in Anspruch nimmt, war die geringste der Schwierigkeiten. Aber wir arbeiteten ruhig weiter im Vertrauen auf Gott. Die biblische Geschichte brachten wir zuerst fertig. Wir bemühten uns, den Katechismus so vollständig als möglich zu machen, insbesondere diejenigen Lehren möglichst klar zu geben und zugleich zu begründen, die von unseren Nachbarn, den kalvinistischen Missionären, angefochten werden, und zugleich gewisse Ausdrücke festzulegen, zur Bezeichnung von Begriffen, die in der Basutosprache bis jetzt keinen Namen hatten,

wie zum Beispiel Aberglaube, Götzendienst usw. Denn die lateinischen Ausdrücke, die wir bis jetzt in Ermangelung anderer beibehalten hatten, werden für einen gewöhnlichen Mosuto stets unverständlich bleiben. Es war auch das eine extra schwierige Sache, aber unsere Anstrengungen waren auch nicht erfolglos. Um ein Beispiel zu erwähnen, stellten wir zur Bezeichnung des Aberglaubens den Ausdruck „Tumelo e khopamileng“ auf, was ungefähr so viel wie „schiefer Glaube“ sagt, und von den Eingeborenen viel leichter begriffen wird, als das aus dem Lateinischen herübergenommene „superstitione“. Der Katechismus war endlich druckfertig. Unser Hochw. Bischof, Dr. Delalle, der uns selbst zu der Arbeit ermuntert hatte, schickte dann den fertig gedruckten Katechismus auch noch dem Hochwürdigsten Bischof Cenez von Basutoland zu, der gerade diese Sprache vollständig beherrscht. Und als wir vor kurzem über die Berge gingen, um den Hochw. Patres Oblaten im Basutoland einen Besuch abzustatten und uns mit denselben über Missionsangelegenheiten zu besprechen, erfuhren wir zu unserer Freude, daß dieselben unserem Katechismus und bibl. Geschichte die größte Anerkennung zollen. Ja, dieselben redeten uns sogar zu, noch eine kleine Kirchengeschichte in der Basutosprache herzustellen, was wir auch baldmöglichst zu tun gedenken. Wir dürfen gerade einer solchen als Gegengewicht gegen eine protestantische, die bereits seit Jahren unter den Schwarzen die geläufigen Geschichtsentstellungen verbreitet. Auch die Hochw. Patres Oblaten kämpfen mit gutem Erfolg für unsere Kirche, nicht nur gegen das Heidentum sondern auch gegen die verschiedenen Irrlehren mit den Waffen der Wahrheit. Möge Gott seinen Segen uns geben, damit auch unsere neue bibl. Geschichte und Katechismus im Dienste unseres hl. Glaubens Früchte bringe!

Eine herzliche Bitte.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — Gar mancherlei, Ernstes und Heiteres, habe ich im Laufe der Jahre unsern geehrten Lesern und Leserinnen aus dem hiesigen Missionsleben schon erzählt, und wie mir zahlreiche Zuschriften versicherten, haben diese Berichte auch allseits freundliche Aufnahme gefunden.

Dies gibt mir den Mut, heute ein anderes Thema zu berühren. Ich tue es nur schüchtern und zaghaft, denn nicht als heitere Erzählerin stehe ich heute vor meinem Leserkreise, sondern als traurige Bettlerin. Ich weiß, Bettler sind meist unliebe Gäste, und so dürfte auch hier mancher Leser versucht sein, sofort das Blatt zu wenden, um einen andern, ihm besser zusagenden Artikel aufzusuchen. Drum bitte ich zunächst bloß um das Eine, mich bis zum Schlusse gnädig anzuhören, und dann mag jeder urteilen, ob meine Bitte gerechtfertigt sei oder nicht.

Ich wollte nur, ich könnte unsere guten Wohltäter, die bisher unsere Mission in so hochherziger Weise unterstützten, nur ein einzigesmal an einem Sonn- oder Festtag in unser hiesiges Missionskirchlein führen. An seltenem Kirchenschmuck würden sie da allerdings wenig finden, — doch bei einem Missionskirchlein versteht sich die Armut von selbst und wir sind längst daran gewöhnt — nein, was wir da seit Jahren so sehr beklagen, ist der Umstand, daß unsere Kirche viel, viel zu klein geworden ist, um alle die zahl-

reichen Christen und Katechumenen, die sich rings herbeidrängen, zu fassen. Steht alles noch so dicht und vollgepfropft aufeinander, so haben dennoch kaum unsere Schulkinder und nur ein Teil der getauften Christen Platz; viele von den letzteren, sowie alle Heiden und Katechumenen müssen im Freien stehen, das einmal in der afrikanischen Sonnenhitze, ein andermal im Regen. Das Traurigste dabei ist, daß sie nichts vom Gottesdienst sehen und von der Predigt und dem christlichen Unterricht kaum ein Wort verstehen können. Neulich fand ich eine Gruppe kümmerlich in braune Decken eingehüllter Heidenkinder in der Nähe der Sakristei, die ebenfalls von christlichen Kirchenbesuchern ganz vollgepfropft war. „Ach, wenn ich nur ein einzigesmal da hinein dürfte“, klagte gar wehmütig eines der Kinder, „ich möchte doch auch einmal sehen, was da drinnen Schönes ist, und was der Priester am Altare tut!“ — Wäre es zu verwundern, wenn diese armen Kinder und Katechumenen, die ohnehin einen so weiten Weg zur Kirche haben, künftig ferne blieben?

Ja, eine neue, hinreichend große Kirche ist in Czenstochau zum schreienden Bedürfnis geworden. Unsere Missionäre und der ehrw. Vater Gerard, der so viele Jahre hindurch persönlich die hiesige Gemeinde leitete, sind sich längst darüber klar. Doch woher soll Mariannhill mit seinen vielen Stationen das Geld zu diesem Kirchenbau hernehmen? Man sucht auf Mittel und Wege, und inzwischen wird der Bau trotz seiner Dringlichkeit von einem Monat zum andern aufgeschoben.

Also Bausteine, große und kleine Bausteine für die Czenstochauer Missionskirche sind es, um die ich heute die geehrten Leser und Leserinnen des Bergsheimeinicht zu bitten wage. Würde jeder nur ein wenig dazu beitragen, so käme schließlich doch ein nettes Sämmchen zusammen. Welch überreicher Gotteslohn würde aber auf all jene warten, die sich nach Kräften angelegen sein ließen, im fernen Heidenland ein würdiges Gotteshaus zu bauen!

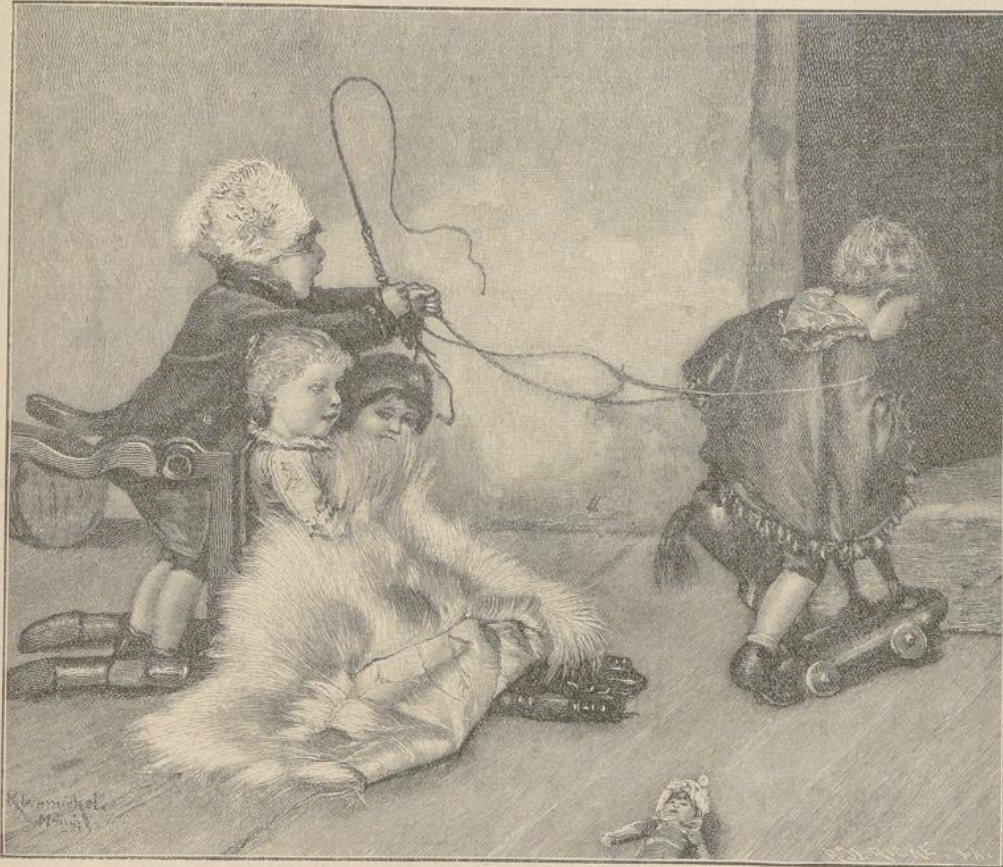
Wie sagt doch unser hochverehrter Landsmann Klemens Hofbauer, dem erst jüngst die Ehre des Altars zu teil geworden, so schön: „Du mußt nicht geizig sein mit deinem Gelde, wenn Dir der liebe Gott ein bißchen was gegeben hat an zeitlichen Dingen, und darfst Geld und Gut nicht ankleben lassen an deine Seele, wie den Vogel an die Leinwandspindel, sondern du mußt die Hand auf tun zu guten Zwecken für arme Menschen, deren es heutzutage gar viele gibt auf Erden; und brauchst deshalb nicht zu fürchten, daß dich unser Herrgott verhungern lasse ob Deinem Wohltun; denn je mehr nach unten hinausfällt aus Deiner Hand in den Schoß der Armen, desto mehr legt der unendlich reiche Gott oben wieder darauf; und alles, was Du für gute Zwecke gibst, ist wie das Getreide, das Du aussäest auf dem Felde. Das ist auch nicht verloren, sondern geht auf und bringt seine Frucht und diese Frucht gehört Dir, weil Du das Saatgut dazu hinausgeworfen hast auf den Acker“ . . .

Wir haben übrigens neben unserem großen Anliegen auch noch ein kleines. Unsere Mission ist eben im Laufe der Jahre und unter dem augenscheinlichen Segen Gottes gar groß geworden. In weitem Umkreis haben sich schwarze Christen und Katechumenen angesiedelt, und deshalb sind Außenstationen mit eigenen Kapellen und Schulen notwendig geworden. Von meiner Tageschule im hiesigen Christen-

dorfe habe ich den geehrten Lesern schon wiederholt erzählt. Dort sollen wir nun in Bälde dank der Hochherzigkeit einer edlen Dame — ihren Namen will ich heute noch nicht nennen; ich sage bloß, es ist eine meiner eigenen Verwandten — ein hübsches „Loretto-Kirchlein“ bekommen. Dasselbst soll jede Woche ein bis zweimal hl. Messe gelesen werden, was nicht nur für die dortigen Schulkinder, sondern namentlich auch für alte und gebrechliche Leute, die den weiten Kirchenweg nicht mehr machen können, ein wahrer Segen sein wird, und im Anschlusse an die hl. Messe

ungen, und schließlich kam es so weit, daß Fürst Pata die Erlaubnis gab, auf seinem Grund und Boden eine Kirche und Schule zu erbauen.

Man weiß, was es heißt, bei den Schwarzen einen Fürsten für sich zu gewinnen; damit gewinnt man meistens zugleich das ganze Volk, und ebnen sich dem Missionswert mit einem Schlag alle Wege. Nur gilt es hier, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist. Der Volksstamm ist 2 bis 3 Wegstunden von hier entfernt, und daher der Bau eines eigenen Kirchleins, das zugleich als Schule dienen müßte, notwendig.



Eine Nordpolfahrt.

Photogr. Verlag der Photogr. Union in München.

soll zugleich für jung und alt eine Katechese gegeben werden. Dafür wäre also bereits gesorgt.

Nun befindet sich aber drüben überm Unzimfulufluß ein schönes, reich bevölkertes Stück Land, das vom angesehenen Häuptling Pata regiert wird. Jahre hindurch war Volk und Fürst jeder Annäherung zum christl. Glauben durchaus abgeneigt, und viele zweifelten daran, ob sie sich überhaupt jemals bekehren würden. Später tauchten Gerüchte auf, viele aus dem Volke seien den ama-Romas gut gewogen und wünschten sogar für ihre zahlreichen Kinder eine eigene Schule, aus Furcht vor dem Häuptling hielten sich jedoch die Männer noch zurück.

Nun ereignete es sich, daß der älteste Sohn des Häuptlings, und zwar mit Erlaubnis seines Vaters, um ein Mädchen aus unserm Marienhaus warb. Dadurch wurden unsere Missionäre mit dem Häuptl. näher bekannt; es folgten gegenseitige Besuche und Einlad-

ungen. Denn der Häuptling und sein Hofstaat sind dicke, schwere Männer, lauter „Leute von Gewicht“, und von ihnen ließe es sich trotz ihres sonstigen guten Willens nicht erwarten, daß sie jeden Sonntag zwei bis drei Stunden weit zur Kirche kämen.

Grund und Boden für den Bau, sowie die Erlaubnis der Regierung hat sich die Mariannhiller Mission bereits gesichert. Doch lassen wir hier unserm Superior und Missionär, dem Hochw. P. Innocenz Buchner, das Wort. Er schreibt: „Bezüglich eines Kirchleins in Enakuzeni — die Wahl eines christlichen Namens bliebe dem großmütigen Stifter überlassen — haben wir in der Lokation von der Regierung einen Aere Land „geschenkt“ bekommen. Die Vermessungskosten jedoch beliefen sich auf Lfr. 10 (200 Mark). Als Bedingung ist gefordert, daß sich auf dem Grundstück innerhalb dreier Jahre ein Gebäude im Mindestwerte von Lfr. 100 (2000 M.) befinde.

Run haben wir aber dabei mit einer neuen Schwierigkeit zu kämpfen. Infolge der Sperre wegen der Pest können wir natürlich nicht mit dem eigenen Fuhrwerk das Baumaterial in die Lokation befördern, sondern muß vielmehr der Bau mit fremder Akkordarbeit hergestellt werden. Notwendig wird ein Missionskirchlein von 60 Fuß Länge und 25 Fuß Breite (20×7,5 m) nebst einem Häuschen für den Missionär, damit er im Notfalle auf seiner „Zitiale“ auch übernachten kann; denn sie liegt auf der anderen Seite des Umzinkulu, und dieser „Herr“ kann sehr rücksichtslos auftreten, wenn er, durch Gewitterregen im Hochgebirge angeschwellt, urplötzlich im Vollgefühl seiner Macht erwacht und dem ahnungslosen Missionär den Rückzug zur Hauptstation abschneidet. Ezenstochau hat guten Grund, den menschenfreundlichen Absichten dieses „launischen Herrn“ zu mißtrauen, denn schon manches Menschenleben, auch einer unserer Brüder mit einem Kaffernknaben samt Wagen und Pferden sind ihm zum Opfer gefallen.

Die genannte Außenstation ist sehr schön gelegen und entbehrt keineswegs der landschaftlichen Reize. Das Kirchlein soll am linken Ufer des Umzinkulu-Flusses am Südwestabhange des Hlabeni-Gebirgskammes, so recht mitten im Heidenviertel, auf einer Felsenkuppe entstehen. Vor sich nach Westen und Südost hat der Beschauer das herrliche Umzinkuluthal vor sich, im Rücken den gewaltigen Berg, der mit seinen grünen Matten, seinem Urwald und den zuletzt steil abfallenden Felsenwänden bis zu einer Höhe von 4600 Fuß aufsteigt. Zwischen den vielen steinigten Kuppen, dem dunkeln Urwald und den heller gefärbten Matten liegen die zahlreichen, bienenkorbenartigen Hütten der heidnischen Schwarzen. Nur nach Südwesten zu zeigen sich die Waldplantagen der Missionsstation Ezenstochau als ein Zeichen der landeinwärts dringenden Kultur. Ersteht durch den Edelsinn unserer Leser das Kirchlein im Blauen, freundlichst sind sie dann eingeladen, bei Anlaß der Kirchweihe ihr Werk in der Wildnis zu schauen.“

Ich habe diesen Worten unseres Hochwürdigen P. Superiors nichts beizufügen. Uebrigens, dachte ich, die Dringlichkeit und der gute Zweck unserer Sache sprechen für sich selbst. Wer will sich also im fernen Heidenland durch Gründung eines Missionskirchleins auf dem Hlabeni-Berg ein Denkmal setzen bis in die späteste Zukunft, oder wer wenigstens einen Baustein dafür liefern oder für die neue Missionskirche in Ezenstochau? Für jede, auch die geringste Gabe sagen wir zum voraus herzlichen Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott!“

Etwaige Beiträge wolle man unter genauer Angabe des Zweckes senden an die auf dem Titelblatte des „Vergiftmeinnicht“ angegebene Vertretung des Missionsklosters. Mariannhill.

Die Wanderungen der Vögel.

Die Zugvögel, nämlich viele Wasser- und Sumpfvögel, alle Insektenfresser, sowie viele Arten der von Samen lebenden kleineren Sänger, verlassen ihre Heimat periodisch und ziehen jedes Jahr im Herbst in großen Scharen nach dem Süden, um mit dem Beginne des Frühlings wieder zu uns zurückzukehren. Die Strichvögel streifen nomadisch ohne bleibende Stätte umher, während die übrigen, meist Raubvögel und Körnerfresser, Standvögel sind. Die Wander-

ungen der Vögel hat man seit alter Zeit bewundert und beobachtet, und immer waren die hoch in den Lüften ziehenden Linien und Geschwader eine Bottschaft des nahenden gefürchteten Winters oder des ersehnten Frühlings. Eine für alle Fälle ausreichende Erklärung dieser Erscheinung vermag die Wissenschaft nicht zu geben.

Die Reisen gehen bei vielen Vögeln mit einer bestimmten Taktik vor sich; Störche und Wildgänse bilden einen Keil, Kibitze und Regenpfeifer eine schiefe Linie, andere schwärmen in wildem Durcheinander. Auch werden Zeit und Ort sowohl des Abzuges als die Rückkehr mit oft überraschender Genauigkeit eingehalten, so daß zahlreiche Bauern- und Jägerregeln darauf begründet sind. Wenn man bedenkt, daß z. B. die Schwalbe bis tief nach Afrika hinabgeht, dort sieben bis acht Monate verweilt und dann Jahr um Jahr regelmäßig auf denselben Bauernhof in den dichtgedrängten Dörfern Mitteldeutschlands zurückkehrt und dort ihr altes Nest sofort wiederfindet, so sind das doch Wirkungen eines Gedächtnisses und einer Wahrnehmungskraft, Kundgebungen, die unter dem Namen „Instinkt“ zusammengefaßt werden.

Die Mehrzahl der Vögel wandert bei Nacht; man hat mit dem Fernrohr oft in mitternächtlicher Stunde ihre hoch vor der Mondscheibe vorüberziehenden Scharen beobachtet. Die meisten Vögel erheben sich indes nicht höher als nötig, um sich einerseits vor dem Geschoße des Menschen zu sichern, andererseits aber das unter ihnen liegende Gebiet zu überschauen, Weg und Richtung zu ermitteln und geeignete Ruheplätze aufzusuchen. In hohen Gebirgen kommen sie dem Boden besonders nahe und wählen zu ihren Ubergängen nur Schluchten. So wandern sie seit den uraltesten Zeiten in denselben Tälern, in denen auch die Völker auf- und abtuteten, sie ziehen in denselben Pässen über die Alpen, in denen Hannibal, Karl der Große, Barbarossa und Napoleon diese Berge überschritten. „Durch die Wanderungen der Vögel wurden schon längst die Linien all der kühnen Bergstraßen bezeichnet, die zum Teil erst in neuester Zeit entworfen und angeführt wurden“. Oft geht die Massenhaftigkeit der wandernden Vögel ins Kolossale. Man sah Züge von Störchen und Sturmvögeln, die eine halbe Meile in die Breite annahmen und ununterbrochen Stunden währten.

Das großartigste Schauspiel in dieser Beziehung bietet wohl die Wandertaube Amerikas, wahre Völkerwanderungen dieser Vögel, deren donnernder Flügelgeschlag das Ohr betäubt und deren Zahl jeder Berechnung spottet.

Auf ihrer Wanderung finden viele Vögel ihren Tod, oft ist gerade der Mensch der gefährlichste Feind derselben. Oft mehr aus Barbarei und aus Unkenntnis werden tausende getötet, selbst Nachtigall und Lerche schützt nicht ihr Lied. Ja, „das Land der Musik und des Gesanges“, Italien, ist berüchtigt durch die mörderischen Verfolgungen, welchen die Singvögel dort auf ihrem Durchzuge unterliegen. Werden doch allein an den Ufern des Lago Maggiore jährlich 60 000 gefangen.

Christus als Kinderfreund.

(Siehe Bild Seite 103.)

Wenn der Herbststurm draußen heulend um das Dach fährt, dann sitzt es sich doch zu traulich im warmen Stübchen zu Mutters Füßen. Sie erzählt, ach, so viele

Geschichten, doch am schönsten ist's, wenn sie von Christus spricht. Wie er so rein und edel über die Erde gewandelt ist und wie er der armen Witwe Sohn von den Toten auferweckt und den Blinden ihr Augenlicht zurückgegeben hat. Wie er zu allen Menschen so gut war und wie er vor allem die Kinder so lieb hatte! „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sprach er und fast immer war er von ihnen umgeben! Auch wir Großen sollen sein wie die Kinder, gläubig und hoffend zu ihm aufblickend, wenn sein Auge voll Liebe auf uns ruht.

Wie die Zeitung ganze Wälder frisst, liest man wieder in der „American Review of Reviews.“ Die Tannen, Fichten, Buchen und Pappeln sind es besonders, die als Opfer der Zeitungen fallen. Denn sie eignen sich am besten zur Herstellung der gewaltigen Papiermassen, die jetzt alltäglich verbraucht werden. Dabei wachsen die Zeitungen unausgesetzt sowohl an Umfang wie an Auflage. Im Jahre 1905 betrug die tägliche Produktion an Holzpapier zehnmal soviel als vor 25 Jahren, und sie bedeutet eine jährliche Vernichtung von 50 000 Hektar Wald. Allein die Zeitungen hatten 1905 in den Vereinigten Staaten 6000 Setzmaschinen im Betriebe. Die Sonntagsnummern der sechs New Yorker großen Zeitungen umfassen durchschnittlich 60 Seiten, und jedes Exemplar erfordert soviel Papier als zur Herstellung eines Buches von 480 Seiten notwendig wäre. In den Vereinigten Staaten erscheinen 456 große Sonntagsausgaben; ihre bedruckte Fläche entspricht insgesamt dem Papierinhalt einer Bibliothek von 6 Millionen Büchern zu je 500 Seiten! Die Notwendigkeit, für die Herstellung dieser gewaltigen Papiermengen andere Rohmaterialien heranzuziehen, wird immer dringender. Wenn das bisherige Verfahren beibehalten würde, würde nach einer genauen Berechnung in 33 Jahren in den ganzen Vereinigten Staaten kein einziger Baum mehr übrig sein!

Ein Frühlingslied.

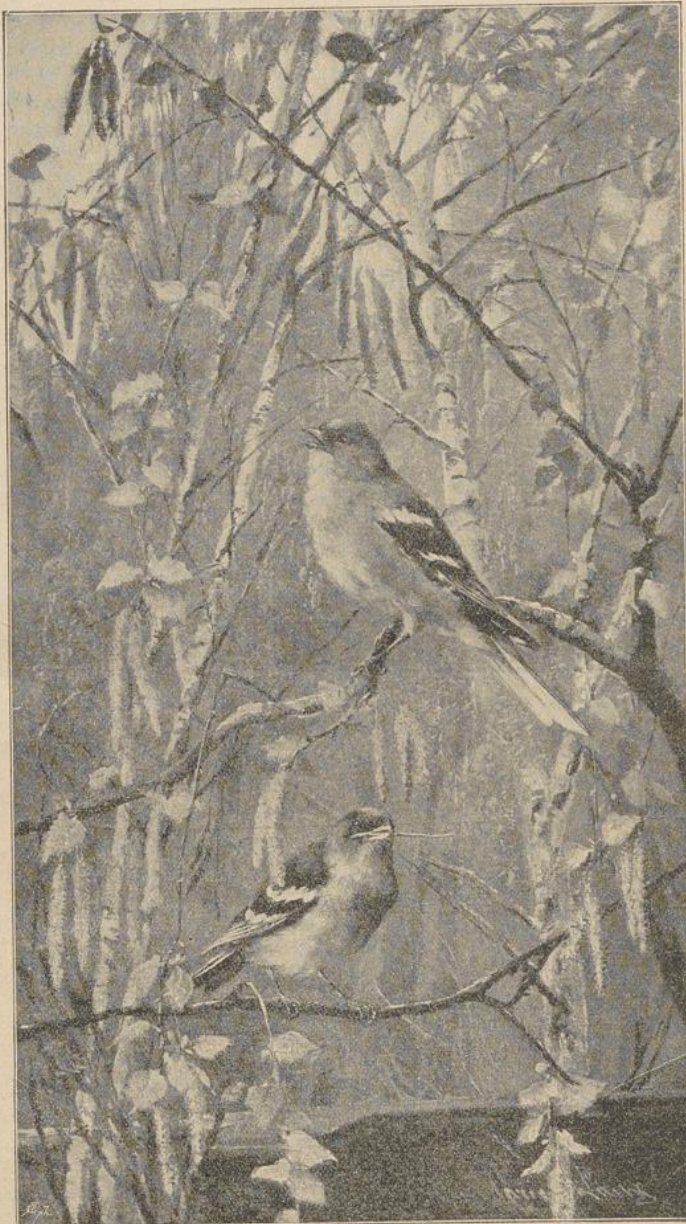
Frühling! Welcher Zauber liegt allein schon in dem Wort! Welche Sehnsucht enthält es, wenn wir es in trüben Wintertagen vor uns hinjagen? Nun ist er da! Welch Jubilieren und Zauchzen und Singen all der Vögelchen, wenn man den duftigen Wald betritt! Ein Aufatmen geht durch die Natur; auch dem Ärmsten, dem Mutlosesten geht ein Schimmer von Hoffnung durchs Gemüt.

„Nun, armes Herz, vergiß die Dual,
Nun muß sich alles, alles wenden!“

Ein Beweisstück für Bauern und Philosophen.

Duns Scotus, der berühmte Scholastiker, begegnete einst einem Bauer, welcher gräuliche Fluch- und

Lästerworte ausstieß, weil ihm seine Ochsen nicht recht gehen wollten. Der geistreiche Pater ermahnte den Bauer mit wenigen Worten über seine Höllensprache; er stellte ihm die Gefahr der ewigen Verdammnis vor, wenn er hartnäckig bei diesem sündhaften Gebrauche verharrte. Der Bauer aber wurde hierüber noch zorniger.



Ein Frühlingslied (Text nebenstehend.)

niger. „Was“, sprach er mit trockenem Unwillen, „was habt Ihr mir da vorzupredigen von der ewigen Verdammnis! Wenn Gott beschlossen hat, mich selig zu machen, wie er es ohnehin jetzt schon wissen muß, weil er allwissend ist, so werde ich unfehlbar selig, hat er aber beschlossen, mich zu verdammen, so hilft mir all mein Tun und Lassen nichts, so werd' ich dennoch verdammt werden. Was liegt also daran, ob ich fluche oder nicht?“

Der Mann Gottes hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort: „Mein Bruder, wenn dem also ist, wie Du sagst, ei, warum fährst Du denn auf den Acker, um Dein Feld anzubauen? warum streuest Du denn Samen aus? ja, warum wirst Du so zornig über Deine Ochsen? Wenn Gott beschlossen hat, daß Du ernten sollst, wie er doch alles vorher weiß, was geschieht, so wird es auch geschehen, Du magst säen oder nicht, du magst ackern oder nicht, du magst mit Deinen Ochsen ausfahren oder daheim bleiben. Hat er aber beschlossen, daß Du nichts ernten sollst, so wirst Du auch nichts bekommen, Du magst schwitzen, so viel Du willst. Probiere es nur einmal, Jahre wieder nach Hause, lasse Dein Feld unbebaut liegen, und obsonen ich nicht weiß, was Gott beschlossen hat, so versichere ich Dir, daß Du keinen einzigen Halm Getreides ernten wirst. Wisse also: Gott hat nur dann beschlossen, Dich selig zu machen, wenn Du sein Gesetz hältst, und Dich zu verdammten, wenn Du ein gottloses Leben führst.“

Dieser schlagende Beweis hat dem Bauern die Augen geöffnet.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Altenessen, Sprendlingen, Seppenrade, Lüdinghausen, Weisweiler, Effen, Eielendorf, Vottrop, Moselfern, Godesberg, Reissweiler, Bochum, Bynen, Mettmann, Eschweiler, Venrath, Schmachtendorf, Altenhunden, Königswinter, Fagen, Treis, Honsfeld, Oberhausen, Wärseln, Aachen, Dalhausen, Höfen, Wirpsfeld, Pant, Gerolstein, Feldhausen, Köln, Paderborn, Osterfeld, Steinheim, Salztotten, Grevin, Salmrohr, Kopstal, Kell, Steinhausen, Ochtrup, Effen, Wefese, Veen, Dären, Venrath, Contern, Werden, Kupperdrehn, Niederau, Herhagen, Jengraben, Oberweis, Hüring, Rotteln, Röbder, Neßlingen, Benholthausen, Aunen, Gullern, Henglaru, Gösdorf, Goch, Emmerich, Frankfurt a. M., Hofschensbach, Rhina, Badhausen, Mülhausen, Begnau, Haslach, Mündberg, Oberwittighausen, Bilsed, Nürnberg, Schwangau, Schöneburg, Rosenegg, Mondfeld, Bortal, Stadtprozelten, Nauenberg, Würzburg, Fehrenbach, Dorfprozelten, Oppeln, Ammerzweiler, Wertingen, Rippenberg, Medach, Paar, Untertürkheim, Drachelsried, Unterahleheim, Wangen, Kotten, Bräunlingen, Ehefasts, Bittthard, Osterwargau, Roth, Weilenberg.

Danksgagungen

gingen ein aus: Aholshausen, Wertingen, Zwiefalten, Weissenbach, Gallneufkirchen, Pettenhofen, Schludenau.

Gebets-Empfehlungen.

Um Nächstenliebe, 4mal. Um würdige Osterkommunion, 9mal. Um gute Hausleute, 2mal. Um Frieden im Hause, 10mal. Erstkommunikanten, 18mal. Befreiung von Seelenleiden, 6mal. Um Gesundheit, 8mal. Ein leichtsinniger Sohn, 3mal. Um wahren Beruf, 5mal. Sieg über Feinde, 2mal. Gute Stelle, 8mal. In großer Geldnot, 4mal. Besondere Anliegen, 20mal. Befreiung von Nervenleiden, 6mal. Waisenkinder, 3mal. Glück. Entbindung, 8mal. Eine ungläubige Familie. Um Sinnesänderung, 10mal. Befreiung von Augenleiden, 3mal. Kranke Witwe mit 6 Kindern. Nervenleidender kranker Mann. Um Frieden in einer Familie, 10mal. Um die Gnade der Beharrlichkeit. Erhöhung in einem großen Anliegen, 5mal. Um Glück und Segen im Geschäft, 10mal. Ein Vater um Ablegung einer Leidenschaft und gute Osterbeicht. Mehrere Mädchen um Erlangung großen Gebetsseifers. Zustandkommen einer Kongregation. Guten Hausverkauf, 3mal. Schwerenmütige, 6mal. Geisteskrante, 3mal. Um gutes Studium, 6mal. Glückliche Sterbestunde, 5mal. Um Befreiung mehrerer Personen, 8mal. Glück. Ausgang von Prozessen, 5mal. Vermietung eines Lokales. Wiederfinden verlorener Sachen, 5mal. Glück. Operation, 4mal. Tuberkulöse Kranke, 6mal. Glück. Examen, 3mal. Auf Fernwegen Geratene, 4mal. Christl. Kindererziehung, 6mal. Gelähmter Knabe. Um lebendigen Glauben. Ein verstor. Priester. Um gute Heirat, 4mal. Ordnung zerrütteten Hauswesens. Um guten Ausgang mehrerer drückender Anliegen. Eine tranke Tochter.

Ein irrfinniger Vater. Um gute Wohnung, 6mal. Aufnahme braver Pfändner. Ungearteter trunksüchtiger Sohn, 4mal. Ein Gehirnkranke. Ein Herzensanliegen. Sehr schwere Anliegen, 10mal. Um Kinderlegen, 11mal. Befreiung von Fußleiden, 6mal.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Jungfrau Leisse, Dalhausen. Agnes Bod. Wilhelm Hanebed. Louise Drüppel. Ehem. Sr. Rosina. Katharina Dirnbach. Bernardine Hedert. Heinrich Hedert. Arnold Langer. Christine Koll. Bilar. Klostermann. Pfarrer Düssel. Werner Gerold. Magdalena Müller. Robert Scholer. Peter Schmitz. Maria Wiemann. Theresia Steinmetz. Helena Welty. Nikolaus München. Maria Humler, Templeton. Joma. Johann Lenz und Maria Lenz, New-Hampton, Joma. Peter Renner, Glen-Allen, N.-Dal. Katharina Balbini. Johann Alfamer. Maria Maria Gern, Buffalo, N.-Y. Theodor Waser und Rev. Father Wanderly, Cleveland, Ohio. Theresia Nelle, Fort Madison, Iowa. Kath. Sigmund, Neufkirchen Balbini. Johann Alfamer, Stuttgart. Lorenz Kling, Offenburg. Peter Pfister, Luzern. Theresia Dorn, Jany. Anna Lacher, Bilsed. Anna Geismann. Pinzberg. Basilius Hörtth, Ottersweier. Anna M. Weiß, Reibach. Pinzberg. Ruf, Wangen. Th. Jung, Frankfurt. J. G. Heuser, Eutingen. Mich. Schindler, Pfr., Neufkirchen. Frz. Seraph Hlsmayer, Kommodant, Rothach. Elise Röhl, Dietldorf. Heinrich Heil, Pfr., Kettershäusen. Inspektor Henberger, München. Katha. Rohmojer, Aibling. Joh. Euseb. Steiner, Pfr., Burgberg. Fran. Bauer, Medach. Joh. Bapt. Stos, Hünweiler. Theres. Mayr, Leutkirch. Josefina Dienstel, Erkein. Simon Müller und Dr. Eugen Wiedenmann, Rottenmünster. Veronika Herbert, Motten. Johannes Hägler, Killingen. Jodot Bar, Andelsbuch. Marianna Langner, Rottwil. Eduard Langasel, Kremsier. Sochw. Josef Bruggera, Laas. Maria Ida Urthaler, Aetiffin, Säben. M. Evangelista Reisinger, Schulschw. Linz. M. Maria Paula Kuguit, Ursuline, Laibach. M. Pothalis Leitner, Linz. Frau Jarz, Leutzbach. Pfr. Joh. Ev. Boddoj, Kudoßswert. Maria Marko, Egidy Tunnel. Alois Karl, Deutschlandsberg. Josef Steinhauer, Kumberg. Rosalia Vojsek, Gallneufkirchen. Franziska Pamer, Graz. Heinrich Goch, Schönbau. Sochw. Stephan Marzchner, Mariaheim. Anna Frankl, Birtfeld. Sigmund Reichsgraj Engl, Linz. P. Danno Ansförge, Gumpendorf. Erz. Dr. Karl Lueger, Wien. Anna Klara Seifhelm, geb. Krafte. Heinrich Kipper. Witwe Janssen. Frau Willens. A. Hartmann. Maria Pfingsten. Arnold Bordenwin. Marianna Schneider. von Nidelen, Pfarrer. Laurenz Heuss. Elise Fromme. Katharina Scheppers. Josefina Stajecius. Josef Niedenhof.

Briefkasten.

(An dieser Stelle werden wir nach Bedürfnis kurze Mitteilungen bringen und Antworten geben, die vielleicht nur von einer Person angeregt sind, jedoch für einen weiteren Leserkreis von Nutzen sein werden.)

B. in F. In Würzburg hat nie ein Trappistenkloster bestanden, noch existiert dasselbst in der Reibelsgrasse 10 ein Kloster der Mariannhiller Mission. Die Prokuratur dieser Mission ist nur ein gewöhnliches Haus, in welchem sich vorübergehend das eine oder andere Missions-Mitglied aufhält, die notwendigen Geschäfte für die afrikanische Mission zu besorgen. Eine Hauskapelle ist nicht vorhanden. Die Versorgung vieler Missionsangelegenheiten ermöglicht es dem jeweiligen Prokurator nicht, irgendwo in Seelsorgearbeiten anzuhelfen.

C. in A. Der Ausdruck „Was kostet eine hl. Messe?“ ist zu beanstanden und sollte vermieden werden. Eine hl. Messe kann nicht gekauft und verkauft werden. Nach althergebrachter Gewohnheit geben aber die Christgläubigen dem Priester für das Besorgen einer hl. Messe nach einer angegebenen Meinung als einen Beitrag für den Lebensunterhalt des Priesters, Anschaffung der Messerfordernisse z. ein Almosen, auch Mess-Stipendium genannt. Missionare in Heidenländern, die gewöhnlich noch gar keine anderen festen Einnahmen haben, bedürfen einer solchen Unterstützung offenbar noch mehr als andere Priester, die irgend ein Gehalt beziehen. Die Höhe dieses Almosens ist in verschiedenen Teilen der Erde sehr verschieden, in Amerika z. B. durchweg 1 D. = 4 Mark, in Süd-Afrika 2.50 Mk., in Österreich stellenweise 2 Kr., in der Schweiz 2 Fr., in manchen deutschen Diözesen nur 1.50 Mk. Wir sind sehr dankbar für recht hohe Mess-Stipendien, nehmen aber auch niedrigere an, zumal wenn nicht genügend die ersteren einlaufen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.